

KUNSTBUCHBINDEREI
ERNST SCHULTZE
DUSSELDORF



17





F. Müller fec.

mit Kopf (2 col.) 1819

5x 5/19 = 1. Jff.

Zuber 956 + 894

APeg

König 98

Landorowska - Rümmer 95

Goed VIII 99, 211

2 lithos im Secret abgele
bei Land. Taf. 69

Alm. 45



STEPHANIE
Gros Herzogin von Baden.

J. Kuntz del.

bei Braun in Carlruhe

A. Keller sc.

Rheinblüthen



Karlsruhe

bey

Gottlieb Braun.



D. Lit. 24079

(1819)

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Ihrer

Königlichen Hoheit

Stephanie Louise Adrienne,

Großherzogin zu Baden &c. &c.

unterthänigst gewidmet

vom Verleger.

1809

Königlichen Hofes

Stephanie Louise Schickel

geb. am 10ten Decembris 1780

Lebte glücklich

am 10ten Decembris 1809



Erklärung der Kupfer.

Der Umschlag ist von dem rühmlichst bekannten Herrn Hofmaler Kuntz gezeichnet, und in der Steindruckerey von Herrn Wagner u. Comp. recht gefällig lithographirt. — Die Vorstellungen deuten auf den Titel des Taschenbuchs. In den schönen Rheinlandschaften treten die alten gothischen Kirchen und Kapellen, so wie die zerfallenen Ritterburgen, allenthalben höchst bedeutsam hervor, und bezeugen, als historische Denkmäler, daß an diesem herrlichen deutschen Strom das deutsche Ritterthum mächtig geherrscht. Unter den Ruinen und an grauen Leyenbergern grünt die Rebe, welche den köstlichen rheinischen Wein bringt, und den Fluß beleben Fahrzeuge, die fröhliche Reisende oder heimische und fremde Erzeugnisse hin und her tragen. So hat der Künstler mit Sinn und Wahl in seine Bilder aufgenommen, was den Rhein eigenthümlich bezeichnet. Die Lieder aber, die noch immer da klingen, wo der Rosengarten geblüht und der Mainzer Sängler lieblicher Minne von zarten Frauen zu Grabe getragen worden, bedurften keiner bildlichen Hinweisung, denn das Taschenbuch selbst wird, in manchem Beytrag, daran erinnern.

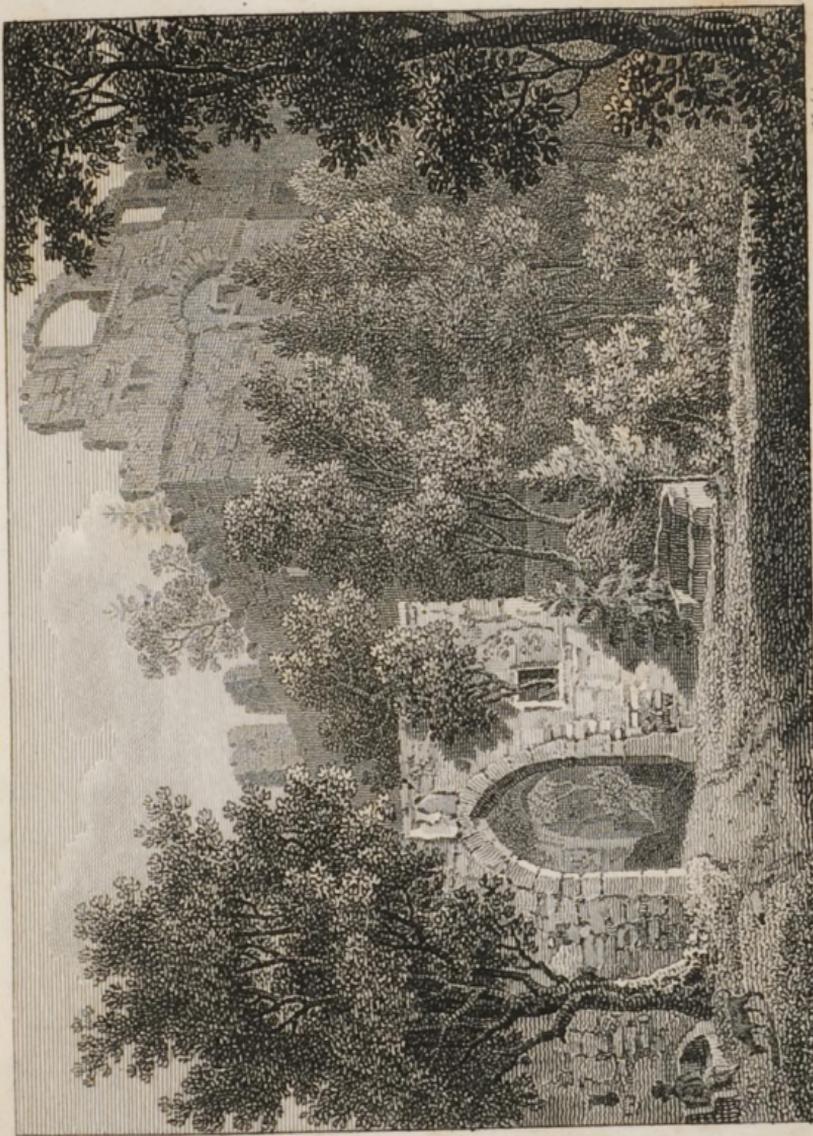
Titelkupfer.

Das Bildniß S. K. H. der Frau Großherzogin Stephanie von Baden

gezeichnet von Kung, gest. von Kestler.

Treue, in des Worts höherer Bedeutung, und geistreiche Behandlung sind die ersten Erfordernisse eines Bildnisses.

Die Aehnlichkeit des gegenwärtigen ist fein untergeordnetes Verdienst, denn die zarte, sorgsame und verstandene Ausführung muß auch den befriedigen, der nicht Gelegenheit hat, das Urbild zu vergleichen. Herr Kestler, ein Schüler des alten, trefflichen Müller in Stuttgart, und dem Kunstpublikum schon bekannt genug durch andre gelungene Arbeiten, hat seinen reinen, fleißigen Grabstichel auch hier wieder mit schönem Erfolge geführt.



Haldenwang sc.

Kronk. del.

Einmann in das alte Schloss zu Baden

Contra
Bei die
Reichliche
ist nicht
Körper
Süß
Süßlich
Dinne
unferne
für mich
eigen
Korn
bei
Zu
für
ist mit
se
gibt
für
ist
v



Eingang in das alte Schloß zu Baden

gezeichnet von Kunk, gest. von Haldenwang.

Das alte Badener Schloß ist eine der schönsten Ruinen Deutschlands und zugleich von herrlicher Lage. Es erhebt sich nördlich von der Stadt, auf der Höhe einer felsigen Bergwand, welche sich gegen die Rheinebene hin, in sanfte Hügel verliert. Aus einem Kranze von Tannen, Eichen, Hainbuchen und Küstern ragen die dunkeln Mauern und Thürme hervor, und eine üppige Vegetation bedeckt die umherliegenden Trümmer. Uralte Bäume, zum Theil schon wieder abgestorben, haben ihre Wurzeln in das zerrißene Gemäuer geschlagen, aus den Fensterbogen blickt der Thron herab, und an den Wandgesimsen grünt freundliches Gesträuch.

Da das Schloß, wegen der waldigen Umgebung, von keiner Seite eine freye Ansicht gewährt, so hat der Künstler mit Recht den Eingang gewählt, der, mit der gewaltigen Vordermauer rechts, ein geschlossenes, schönes Bild giebt, und das eigenthümliche Große und Malerische dieser Ruine vollkommen erkennen läßt. Am Thor ist noch das Badische Wappen sichtbar — man tritt durch dasselbe in freundliche Laubgewölbe, die sich über den Trümmern

rechts und links bilden. Die Bäume sind meist von trefflichen Formen, und von allen Wipfeln schallt das Gezwitz und Geschrey zahlloser Walddögel.

Der erste Erbauer dieses Schlosses ist unbekannt. Daß es den Grafen von Calw gehörte, und von diesen durch Heyrath an Markgraf Hermann I. gekommen, ist eine irrige Angabe. Vielleicht war es früher ein Eigenthum der Saliker, und nachher der Hohenstaufen, die sich bekanntlich der Salischen Erbschaft bemächtigten. Von diesen mochte es an einen der Herrmanne übergehen. Mehr als drey Jahrhunderte hindurch war hier der Sitz der Badischen Markgrafen, bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts Markgraf Christoph sich das neue Schloß in der Stadt Baden erbaute. Die alte Burg blieb indessen noch bewohnt; aber im verhängnißvollen Jahre 1689, als auf das höllische Gebot von Louvois das diessseitige Rheinthäl in eine öde Brandstätte verwandelt wurde, steckten die Franzosen auch diesen ehrwürdigen Fürstensitz an.

Es sind seitdem noch keine anderthalb Jahrhunderte verflossen, und schon ist diese Ruine mit einem Faumwuche bedeckt, der zum Theil das Alter von einem halben Jahrtausend anzukündigen scheint. Das geheimnißvolle Leben der Natur waltet, ewig jung, über der Zerstörung, und

der Contrast, den die kalten, todtten Erklümmen mit dem frischen Grün der Bäume und Gebüſche machen, erfüllt das Gemüth des einsamen Wallers mit unbeschreiblicher Wehmuth.

Dieses alte Schloß gewährt einige herrliche Ausſichten in das umkreisende Gebirg, und, wo es ſich öffnet, in das Rheinthal. Die schönsten Standpunkte ſind zwey Fensterbogen im Ritterſaal und das Rondell. Dieses letzte beſteigt man jedoch nur mit Mühe und nicht ohne einige Gefahr.

Einen eigenen Anblick giebt die Ruine von der benachbarten Felsenkuppe, die weit über dasselbe hervorragt. Doch erscheint es nur geringfügig in der großen, weiten Umgebung, wo die Natur alles im kühnsten Style gebildet und an das Wilde und Erhabene die anmuthigste Fläche bis zu den Vogesen hin gereicht hat. Der Kunstfreund wird die Zartheit und Anmuth bewundern, womit Herr Haldenwang dieses und das folgende Blatt ausgeführt, ohne das Charakteristische der verschiedenen Formen zu vernachlässigen. Man sieht, der Künstler hat hier mit Liebe gearbeitet.

Der Wasserfall oder die Bütte bey Geroldsau

gez. von Kunz, gest. von Haldenwang.

Zwischen den Bergen, die um Baden einen Kreis schließen, bilden sich gar liebliche Thäler. Eins der schönsten ist das Thal von Geroldsau, eine Stunde von der Stadt und eine halbe Stunde rechts ob dem Kloster Lichtenthal. Schon der Weg dahin ist höchst anmuthig, und überraschend der Eindruck, wenn man nun die kleine Höhe hinter der Sägmühle erstiegen, und unter sich, im Wiesengrunde, das kleine Dorf Geroldsau am klaren Waldbache unter Obstbäumen hingereiht sieht. Ringsum ziehen sich dunkle Tannenberge und zerklüftete Granitmassen.

Von da sind es noch drey Viertelstunden bis zum Wasserfall, den der Künstler auf diesem Blatte mit sinniger Treue dargestellt hat. Das Thal verengt sich immer mehr und mehr, so daß zuletzt zwischen den Bergwänden und der Tiefe nur noch für die Straße Raum ist. Wild und einsam ist das Gebirg hier — wie ein zerstörtes Ritter-schloß schaut der Krükenfels herab — man vernimmt das Klauschen des Delbachs in der verwachsenen Schlucht, an welcher der Weg hingeht, ohne das Wasser zu sehen. Durch einen schmalen Einschnitt, der einen Berg in zwey Hälften trennt,



Kuna del.

Holtmannsc. ec.

*Wasserfall bey Geroldsau
unweit Baden*

rauscht der Waldstrom in einem Granitbette daher, und stürzt sich vier und zwanzig Fuß tief in einen Felsenkessel, den er sich selbst immer tiefer aushöhlt. Von diesem Kessel hat er den Namen Bütte (Kufe, Teich).

Die Szene hat etwas Schauerliches. Das düstere Schweigen der Wildniß wird nur vom Tosen des Waldstroms gestört — Einzelne Lichter drängen sich durch die dichten Laubmassen, und die in diesen Bergen heimischen Pflanzen umher verstärken, durch ihre eigenthümlichen Formen, den wunderbaren Eindruck des Ganzen.

Dieser Wasserfall war lange nur den Bewohnern der Gegend bekannt, und erst seit zehn bis zwölf Jahren wird er von Fremden besucht, die nach Baden kommen. Der Weg dahin wurde kürzlich angelegt und ist ziemlich bequem.

Wenn man den Waldweg von da noch eine Viertelstunde weiter verfolgt, so gelangt man in ein von hohen Waldbergen umschlossenes Wiesenthal, welches der Delbach bewässert. Eine einsame Schwarzwälderwohnung steht hier, wie in einer Schweizerlandschaft, und Sitten, Sprache und Lebensweise der Bewohner führen in ein vergangenes Jahrhundert zurück.

Kindliche Treue

gezeichnet von Perour, gest. von Kessler.

Griechenland feyerte lange das Gedächtniß der edlen Jünglinge Cleobis und Biton. Sie waren die Söhne einer Priesterin, und zogen einst den Wagen ihrer Mutter, als das Gespann fehlte und die Stunde zum Opfer vorhanden war, nach dem Tempel. Die Götter hörten die Bitte der gerührten Mutter, der Genius des Todes verührte die Stirne der beyden Jünglinge, während des süßen Schlummers, und geleitete ihre Schatten in die Wohnungen der Seligen.

Unser Vaterland hat einen ähnlichen Zug kindlicher Frömmigkeit aufzuweisen, und er macht den Gegenstand des vierten Kupferstichs aus.

Keine Zeit lag je so schwer über unserm Vaterlande, als die des dreyßigjährigen Kriegs. Besonders unglücklich für die untere Markgrafschaft Baden war das Jahr 1634. Markgraf Friedrich V., der damals die Regierung führte, hielt treu an dem Bündnisse mit Schweden und Frankreich, obgleich mehrere protestantische Fürsten, eingeschüchtert durch den ewigen Wechsel des Waffenglücks, sich bereits davon losgesagt hatten. Die Schlacht bey Nördlingen am 27. August besagten Jahrs zernichtete die letzten Hoffnun-



Pronx del.

Kustent. Fr. Hildebrandt sculp.

Kindliche Treue

gen der Verblindeten. Unaufhaltsam drang jetzt die kaiserliche Macht an den Rhein vor, und, wie im ganzen Laufe dieses schrecklichen Krieges, so sah man auch jetzt alle Leiden-
schaften losgelassen, und die wehrlosen Bewohner der Städte und Dörfer jedem Frevel preis gegeben. Der Herzog von
Württemberg und Markgraf Friedrich flohen nach Straß-
burg, und wer von den Bewohnern ihrer Länder noch ein-
nige Habe zu retten hatte, suchte irgendwo in der Fremde
eine Zuflucht. Tausende und wieder Tausende, denen nach
so langen, schweren Drangsalen wenig außer dem Leben
geblieben war, begruben sich, um wenigstens dieses zu ret-
ten, in die unzugänglichen Schluchten und verborgenen Höh-
len der Gebirge.

Schon näherte sich Ferdinands Heeresmacht, von Wür-
temberg her, der Grenzstadt Pforzheim. Im betäubenden
Schrecken verließen die Einwohner ihren Heerd, den größ-
ten Theil ihres Eigenthums, und zerstreuten sich da- und
dort hin. Damals lebte in Pforzheim Caspar M a l e r,
Badischer Amtskeller und Landschaftsbesitzer mit seinen
Geschwistern und einer hochbetagten Mutter. Auch Ma-
ler beschloß, den Seinigen eine Freystätte im Oberrhein-
schen Lande zu verschaffen, aber ein großes Hinderniß stand
der Flucht entgegen. Wie die alte, schwache Mutter fort-

bringen, welche nur mit Mühe noch den Weg zur Kirche zurücklegen konnte? Ein bespanntes Fuhrwerk war um keinen Preis zu haben, denn wer eines besaß, der dankte Gott, sich und das Beste seiner Habseligkeiten damit retten zu können. Wohl war es der guten Mutter einzig um die Sicherheit ihrer Kinder zu thun, und sie meynete, ihre grauen Haare würden sie schützen, und im schlimmsten Falle könnten ihrer Tage doch nur noch wenige seyn. Der wackre Sohn und seine Geschwister hegten jedoch ganz andere Gesinnung, und nicht an sich dachten sie, sondern an das Leid, welches ihre gute Mutter treffen könnte. Bey diesem schönen Streit der Mutter = und Kindesliebe fiel Malers Blick auf ein Wägelchen im Hofe. Hier ist's ja, was wir brauchen, rief er freudig, und die Kinder eilten, der Mutter einen bequemen Sitz zu bereiten, und schickten sich freudig zur Abreise an. Abwechselnd zogen einige das leichte Fuhrwerk, während die andern das Gepäck trugen. Die Liebe gab ihnen Kraft und Vertrauen, und sie erreichten glücklich das linke Rheinufer, und als sie in die Stadt Landau einzogen, da staunte Jung und Alt mit Rührung auf die frommen Kinder, welche ihre alte Mutter, als ihre kostbarste Habe, gerettet hatten.

In dem auf Pergament geschriebenen Familienbuche der noch blühenden Familie Maler ist diese Geschichte mit wenigen Worten verzeichnet, und daraus hat sie auch Sachs in seine Badische Geschichte aufgenommen.



Hauensteiner.



Hauensteiner.

Zwey Volkstrachten aus der Herrschaft Hauenstein

nach der Natur gezeichnet und colorirt.

Die Herrschaft Hauenstein liegt auf dem obern Schwarzwalde, und wird von der Schweiz durch den Klein getrennt. Sie ist hauptsächlich merkwürdig, weil sich bey den Bewohnern noch viel Eigenthümliches in Sitten und Gebräuchen aus alter Zeit erhalten hat. Ihre Tracht, wovon hier Abbildungen gegeben sind, ist mehr charakteristisch als elegant zu nennen, indessen ist sie, wie alle ursprünglichen Volkstrachten, weniger ein Produkt freyer Wahl als der Dertlichkeit, der Lebensweise und Sitten. Wie in der Kleidung so auch im häuslichen und öffentlichen Leben erkennt man hier leicht das Gepräge der alten Alemannen, deren Verfassung in Hauenstein später untergieng als anderwärts. Lange waren die Hauensteiner freye Leute, die sich selbst Recht sprachen. Die ganze Herrschaft bestand, (wie noch jetzt) aus mehrern Einungen, und jede Einung hatte ihren Untervogt, der mit zwölf freyen Mannen die Klagen anhörte. Der Hauensteiner mußte zu Felde ziehen, Steuern entrichten und zu Gericht sitzen, wenn er aufgefordert wurde. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verpfändete Kaiser Sigismund das Hauensteinische an Karl den Kühnen von Burgund; aber Karls Landvogt,

Silgenberg, löbte so viele Härten und Grausamkeiten, daß er von den Bauern erschlagen wurde. Später gab es noch mehrere Aufstände, und der unbeugsame Geist dieser muthigen Bergbewohner wollte sich lange nicht in den Wechsel der Zeit bequemen.

Da das Ländchen nur in dem kleinen Bezirk fruchtbar ist, welchen der Rhein bespült, so lebt der Hauensteiner zum Theil vom Handel und Gewerbefleiß. Aber eben dadurch hat sich an manchen Orten die alte Unschuld der Sitten mehr oder weniger verloren, doch findet man, im Ganzen, unter dem Volke noch viel Biedersinn, Einfachheit und Treue. Das Alter genießt einer ausgezeichneten Achtung, und die Jünglinge wagen es nicht zu reden, wo die Männer das Wort führen. Wie in den meisten übrigen Theilen des höheren Schwarzwaldes, so trifft man auch hier Menschen von schönem Bau, von frischer, blühender Farbe, von jener Kraft und Lebendigkeit, wie sie hauptsächlich nur in der reinen Bergluft, unter den Umgebungen einer zwar rauhen, aber großen und mannichfaltigen Natur sich entwickeln können.

R h e i n b l ü t e n.

T a s c h e n b u c h
a u f d a s J a h r 1 8 1 9
m i t a c h t K u p f e r n.

M i t B e y t r ä g e n
v o n
H e b e l, S c h r e i b e r u n d a n d e r n.

K a r l s r u h e,
b e y G o t t l i e b B r a u n.
1 8 1 9.

DLA 24079

2
760

60.4532

Das Rheinthal.

Hoch von heil'ger Alpen Höhen,
Wo des Aethers Lüfte wehen,
Von Europa's Himmels-Dom,
Braußt der Strom;
Der, im Laufe der Aeonen
Die kein menschlich Rechnen zählt,
Brüderlich es zu bewohnen,
Uns dies Segensthal gehöhlt.

Wasser rauschten
Mächtig hin;
Völker tauschten,
Rasch und kühn,
Oft die Gauen,
Oft die Auen;
Bis im Zie'a

Sie des Stromes Wogen schauten,
Und an seines Ufers Grün
Hütten, Dörfer, Städte bauten

Heil den hohen Helden = Ahnen ,
Ketten , Römer und Germanen ,
Die vor uns das Thal bewohnt ,
Wo er thront ;

Hin sich wälzt mit mächt'gem Streben ,
Kinder ohne Zahl beglückt ;
Berge , Hügel , Fluren , Neben ,
An den Vaterbusen drückt.

Wieder stürmten
Krieg und Weh'n ;
Burgen thürmten
Sich auf Höh'n ;
Hymnen klangen ,
Dichter sangen ;
Lieblich schön

Blühten zarte Rosenwangen ,
Als aus wildem Kriegsgetö'n
Neues Leben aufgegangen.

Zimmer rauschten hin die Fluthen,
Zimmer glühten Heldengluten,
Zimmer blühte Lebenslust,
In der Brust
Unsrer Väter, unsrer Brüder;
Zimmer glänzt der Liebe Strahl,
Zimmer klingen frohe Lieder
In dem segenvollen Thal.

Droht im Süden,
Watnumkreißt,
Zu ermüden
Herz und Geist;
Drohn im Norden
Ferne Horden;
Uns verheißt
Unsrer Fluren reiche Blüte,
Keine Luft, die uns umfließt,
Ewig neue Lebensblüte.

Brüder zieht den Himmel nieder ;
Durch der Eintracht fromme Lieber
Werde dieses Segensthal

Göttersaal.

Mächtig wie des Stromes Fluthen,
Wie des Thales reicher Grund
Fruchtbar stets an allem Guten,
Sey der Bruderliebe Bund.

Brüder schwört, mit Herz und Mund,
Schwört es bey des Stromes Fluthen,
Schwört es bey der Berge Kund,
Schwört's beym Vater alles Guten :
Fest auf ew'ger Liebe Grund
Steh der heil'ge Bruderbund.

J. G. Schweighäuser.

C o n r a d i n.

„Lebt wohl, ihr Hallen, ihr geliebten Höhen,
Mich treibt hinaus des Geistes Machtgebot.
Mit einer Krone nur darf ich euch wiedersehen;
Ruhm werde Friedrichs Enkel oder Tod!“
So ruft er scheidend; Ahnungschauer laufen
Durch die verlassne Burg der Hohenstauffen.

Sein Erbtheil will er kühn mit Blut erstreben,
Neapels Thron, in ritterlichem Streit.
Friedrich mit ihm der Freund auf Tod und Leben,
So zieh'n sie hin zum edlen Kampf bereit:
Wie Blumen frisch in schöner Jugend blühend,
Und Löwen gleich von heißem Muth erglühend.

Und siegend steh'n sie im ersehnten Lande,
Doch herzlos ist und neidisch das Geschick. — —
Verrathen fallen sie in Feindes Bande,
Und hin ist ewig Hohenstauffens Glück!
Roh, wie das Schicksal, war des Feindes Wülthen,
Er brach mit blut'ger Hand die edlen Blüten.

„Kann nichts der Stauffen Untergang verweilen?
Und wird der Jugend Licht mir schon geraubt?
Trotz doch dem Feind! — ihn wird mein Fluch ereilen.“
Sprach's, küßte Friederich's gefallnes Haupt. —
„Nun hin zum Tod, und laß mein Blut verrinnen,
So will ich Freund und Krone doch gewinnen.“ —

Er fiel: — und schnell in ihren tiefsten Gründen
Erzitterte, — in Schwabens fernen Gau'n, —
Die heil'ge Burg, und aus des Berges Schlünden
Hört man's erbeben laut, — mit Angst und Graun.
Und nächtlich wiederhallt's in öden Hallen:
Gefallen ist das edle Haupt, gefallen!

B o c k s h a m m e r.

T e i n a c h.

Nicht ranket hier der zarte Schoß der Reben,
Von keinem Baume winkt die goldne Frucht,
Rings seh ich ernste Berge sich erheben,
Es hängt der Felsblock über dunkler Schlucht.
Wohl hat darum das ewig rege Leben
In stillem Born den Ausgang sich gesucht!
So muß auch hier, was unserm Heil soll frommen,
Aus hartem Drang in reiner Demuth kommen.

Wie schaust du mich, geheimnißvolle Quelle
So herrlich mit den Kinderaugen an!
Raum lab' ich mich, da wird der Sinn mir helle,
Das wilde Blut fließt in gemessner Bahn,
Der Schmerz verschwindet, wie an Lethe's Welle,
Aufs neu' umspielt mich heute goldner Wahn,
Und was des Irrsals Wege ahnen ließen,
Will in der Wildniß herrlich sich erschließen.

Den tiefen Sinn, ich kann ihn nun verstehen:

Wer lebt wie du, dem scheint ein schöner Stern.

Der Menschenwerke Rad willst du nicht drehen,

Und das gemäße Gute übst du gern;

Wer Hülfe sucht, muß dir ins Auge sehen,

Das Harteste, es wirkt nie von fern —

So magst in kurzem Lauf du Segen spenden,

So kannst du schnell und ungetrübet enden!

Röhl.

W e i s s s a g u n g .

Im Frieden zog Major von Buhl nach Haus,

Und nahm ein Weib. Sein Krieg ist noch nicht aus.

Haug.

Die Gründung von Habsburg.

„Hinauf zu der Höhe durch Hecken und Wald,
„Dort oben vergißt man all Weh!“

So sagte Graf Rabbod beym Jagen, und bald
Gewann er die lustige Höh.

Mit seinem Geleite

Er schauet ins Weite,

Die Aare mit Burgen und Dörfern bekränzt,
Die Eimmath vom Morgenlicht herrlich beglänzt.

Der Bischof von Strasburg, Herr Werner, beschaut,
Begleitend den Bruder, das Land.

„O Bruder, hier werd eine Feste gebaut,

„Für Eticho's Enkel ein Band!

„Brauchst Geld du zum Bauen,

„Auf mich kannst du trauen:“

So sagte der Bischof. Dem Grafen ist's recht.

Wie nennen wir, fraget er, Burg und Geschlecht?

Da plötzlich hoch über den Häuption es faußt,
Zween Adler umfliegen ſie weit.

Gleich Rabod den Pfeil aus der nervigen Faußt;

O Wunder! da ſtürzen ſie beyd'.

„Hab's“! ruft er, der Beute

Sich freuend; die Leute,

Die eilen und bringen mit Jubelgeſchrey

Hab's ruſend, den doppelten Adler herbey.

„Nun Habsburg ſoll heißen die Feſte allhier!

„Das Wort hat die Stätte geweiht.

„Der doppelte Adler wird herrliche Zier

„Deß Hauſes in kommender Zeit.“

Mit ſtrahlenden Blicken

Von heiligem Entzücken

Ruft alſo der Biſchof, hebt ſegnend die Hand,

Kniet nieder und weiht das heilige Land.

Drauf eilt er nach Strasburg, von dannen er schickt

Viel Gold, seinem Worte getreu.

Wie Radbod die Menge des Goldes erblickt,

Ruft er seine Mannen herbey.

„Hier, meine Getreuen,

„Nehmt, was euch mag freuen!

„Mir bleibet genug noch die Burg zu erbaun,

„Soll jenen doch freuen, so er kommt sie zu schaun.“

Bald glänzen die Zinnen von Habsburg in's Thal,

Bald kommt auch der Bischof zu schaun:

„Die Thürme sind fest wohl und gastlich der Saal,

„Zu klein nur ist Alles hier, traun!

„Gold sandt ich in Stangen,

„Seh keines hier prangen

„Und was dieser Burg noch am meisten gebricht

„Ringmauern umschließend, die seh ich gar nicht!

„„Das Große mit Großem gar selten fängt an,
„„Aus Kleinem wird Großes gehegt,
„„Ob's pranget“ — so Rabbod — „„drauf kommt es
nicht an,
„„Ein goldener Grund ward gelegt.
„„Die Mauer umringend
„„Und Feinde bezwingend
„„Die bau ich noch; morgen schon sollst du sie sehn,
„„Bekennen, sie seye gar fest und schön.““

Deß staunet der Bischof und glaubet es nicht,
Doch als nun der Morgenruf klingt,
Was sieht er hellstrahlend in röthlichem Licht?
Von Rittern die Feste umringt.
Fast will es ihm grauen;
Doch Rabbod heißt trauen
Den Männern gesiebet in blindes Erz,
„„Ringmauern von Habsburg ihr Arm und ihr Herz!““

„O Segen!“ so ruft mit Begeisterung aus
Der Bischof, „o Segen und Heil
„Kommt über dich Bruder und über dein Haus,
„Die Mauer bleibt stets Euer Theil!“
Die Zeit hat's enthüllet,
Weissagung erfüllet;
Noch schüzt die von Habsburg die Mauer von Erz,
Die Mauer der Treue in Arm und in Herz.

R e m b t e,

J o h a n n.

Zwey kostbare Vasen trug Johann,
Und ließ unschickig die Eine fallen.
„Oh!“ hub der gnädige Junker an,
„Rhinoceros! Erster Lölpel von allen
„Erztölpeln, die unter der Sonne wallen,
„Unseliger Bursche! Wie hast du's gemacht?“
So, sprach er mit dummen ängstlichen Lallen,
Und ließ beweisend die Zweyte fallen.

H a u g.

Beym Anblick der großen Sonnenflecken
als angebliche Vorboten der nahen Weltzerstörung
Juli 1816.

Si fractus illabatur orbis
impavidum ferient ruinae.

Hor.

Nur im Heiligthum der Seele,
Kindlich ohne Schuld und Fehle,
Glüht ein reines Götterlicht.
Selbst der hohen Weltensackel
Strahlen trübt ein dunkler Makel,
Doch die reine Seele nicht.

Mag die stolze Sonn erbleichen!
Mag sie von der Bahn entweichen,
Die der Ew'ge ihr gebot!
Noch bey ihrem letzten Schimmern
Auf des Erdballs öden Trümmern
Lächeln wir in Sturm und Tod.

Denn aus ihren Sternenhallen
Kann die hohe Sonne fallen,
Und vergeh'n der Schöpfungstraum;
Aber sinkt das ird'iche Leben,
Muß der Geist sich frey erheben
Ueber Tod und Zeit und Raum

Feurig glüht des Mädchens Wange,
Mädchen, sprich, ist dir nicht bange
Wenn der große Tag uns scheint?
„Bist ich Jenseits dich ja wieder,
„Jüngling, hör' ich deine Lieder,
„Ewig dann mit dir vereint!“

Nun so schlürft zum Abschiedsmahle
Schlürft die schäumenden Pokale,
Und dann laßt uns Hand in Hand
Hier aus den zerstäubten Sphären
Triumphirend wiederkehren
In der Geister Va'terland.

Heiler.

Das Windspiel.

In einem wilden, einsamen Thale des Schwarzwaldes sieht man noch die Ruinen der alten Burg Scharfenstein. Längst erloschen ist der Name dieses Geschlechts, und von seinem schauerlichen Untergang hat sich folgende Sage erhalten.

Diether von Scharfenstein hatte die schöne und fromme Agnes von Staufeu zur Hausfrau gewählt. Die Hestigkeit seiner ersten Liebe verlor sich aber bald in eine merkliche Kälte. Eine Zeitlang that er sich noch Gewalt an, und wenn er den stillen Kummer seiner Gattin sah, und das freundliche Lächeln, womit sie denselben zu verbergen suchte, wurde er oft wirklich gerührt, und schloß sie in seine Arme; aber sein Herz blieb eine todte Asche, kein lebendiger Funke konnte mehr daraus erweckt werden.

Agnes hatte, aus Mitleid, eine edle Jungfrau zu sich genommen, die Rotlinde hieß, und eine arme Waise war. An Schönheit mochte sie sich mit Agnes nicht vergleichen, aber sie besaß gar viel Einnehmendes in ihrem Wesen,

und ihre lebhaftige Gemüthsart, und ihre frische blühende Farbe gewannen gar bald Diethers Neigung. Das Mägdelein kam ihm anfangs auf halbem Weg entgegen, allein sie zog sich zurück, sobald er zudringlicher wurde. Durch dieses leichtfertige Spiel fachte sie seine Leidenschaft zur wilden verzehrenden Flamme an, und da er das einzige Hinderniß seines Glückes in seiner Hausfrau zu finden meinte, so wurde er gegen diese mit jedem Tag mürrischer und härter, und sie durfte sich keines freundlichen Wortes oder Blickes von ihm erfreuen.

Agnes duldete und schwieg. Auch fand sich niemand auf Diethers Burg, dem sie ihr Leid hätte Klagen mögen, und da sie fromm war, und Gott vertraute, so stellte sie diesem ihr Schicksal heim, und ihr Gebet und ihre Thränen erweckten ihr Muth und Hoffnung.

Unter den Leuten des Ritters war ein junger Edelknecht, Gerholt mit Namen, der Agnesens Schmerz und hohe Ergebung gar wohl erkannte, und tiefes Mitleid hegte mit ihrer Lage. Das Hausgesind, dem die Abneigung des Ritters nicht verborgen blieb, sieng nun auch an, sie zu vernachlässigen, und ob sie gleich gewohnt war, da zu bitten, wo sie hätte befehlen können, so wurde doch

wenig mehr auf ihren Willen geachtet. Gerholt, der dieses alles wahrnahm, zürnte und grämte sich heimlich darob, und erzeugte Agnesen die größte Aufmerksamkeit, und leistete ihr häufig die Dienste, die das Hausgesind ihr versagte. Während sie der Messe beywohnte, stellte er, die schöne Fahrzeit über, täglich ein Gefäß mit den schönsten wohlriechenden Blumen auf ihren Tisch, und trug ihr die Speisen aufs Gemach, denn sie vermied mit ihrem Ehemann an einen Tisch zu gehen, weil sie wußte, daß ihm ihr Anblick nur widerwärtig sey.

Gerholts Mitleid war schon Liebe, noch bevor er es ahnen mochte; aber diese Liebe war rein und ohne Vermischung eines sträflichen Verlangens. Agnes kam ihm fast vor, wie eine Heilige, und wenn ihm, später, das Geheimniß seiner Brust auch nicht mehr verborgen blieb, so erlaubte er sich doch keinen andern Wunsch, als daß sie einst im Lande der Seligen ihm angehören möchte.

Zwischen Diether und Rotlinden war es indeß zu einem Verständniß gekommen, welches nicht lange geheim bleiben konnte. Sie gewann bald über den trotzigen Ritter eine Gewalt, deren sie kein Hehl hatte, und von dem Gesinde wurden ihre Befehle höher geachtet, als die bes

Burgherren. Auf ihr Anstiften mußte die arme Agnes ihre bisherige Wohnung verlassen, und ein altes, zum Theil zerfallenes Nebengebäude beziehen, wo der Regen durch die Decke herab träufelte und der Wind durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiß. Agnes ertrug alles Leiden mit einer himmlischen Geduld, und aus ihrem Antlitz leuchtete eine Ruhe, die Rotlinden unbegreiflich vorkam. Sie fieng an zu fürchten, Diethers Herz möchte dadurch gerührt und zuletzt von ihr abgewendet werden, und ließ ihrer Wohlthäterin sagen: Sie sollte sich entschließen, in ein Kloster zu gehen, oder viel Schlimmes gewärtigen.

Agnes erschrak ob dieser Worte, und wurde für ihr Leben besorgt. Sie entfloh noch in selbiger Nacht mit einer treuen Magd. Auch folgte ihr ein Windspiel, welches sie auferzogen hatte, und das bisher der Gefährte ihrer Einsamkeit gewesen war.

Als am andern Morgen Agnesens Flucht auf der Burg ruckbar wurde, entstand mancherley Gerede. Im Herzen gab fast ein jeder dem Ritter Unrecht, aber nur wenige hatten die Reckheit, ihre Meinung zu sagen. Rotlinde war außer sich vor Wuth. Sie hatte sich geschmeichelt, Agnes würde in ein Kloster gehen, und ihr alsdann der

Ritter seine Hand geben können, allein dieses plötzliche Verschwinden zeigte offenbar ein anderes Vorhaben an.

Niemand war von dem Schicksal der unglücklichen Agnes tiefer ergriffen, als Gerholt. In der quälenden Angst um sie erkannte er die Gewalt seiner Liebe. Gerne wäre er ihr nachgeeilt, um sie in jeder Gefahr zu schützen, allein er durfte es nicht wagen, ohne sie der größten Gefahr auszusetzen. Er ging auf die Gemächer, welche sie bewohnt hatte, wo ihr Bild in hundert Gestalten vor ihn trat, wo ihm jedes ärmliche Geräthe durch sie geweiht erschien, wo sie geduldet, geweint, gebetet hatte. Ach, seufzte er, wie gerne wollt ich auf alles in der Welt verzichten, wenn ich hier, in diesem kleinen abgeschiedenen Raume, mit ihr leben dürfte! Er hing lange diesem freundlichen Traume nach, aber zuletzt gewann die Pein über ihren Verlust, und die Angst um ihre Sicherheit wieder die Oberhand in seinem Gemüthe, er wußte nicht, wo er Raft und Ruhe finden sollte.

Gegen Abend wandelte er gedankenvoll aus dem Burgtbor, da sprang plötzlich Agnesens Windspiel an ihm hinauf. Er schrak freudig zusammen, denn er glaubte sie in der Nähe, aber so weit er auch das Auge schweifen

ließ, war nichts von ihr zu entdecken. Auch zeigte das Thier, bey aller Freundlichkeit, womit es ihn begrüßt hatte, etwas unftetes und schüchternes, und verlor sich nach wenig Augenblicken in die Burg. Gerholt wußte nicht, wie er die sonderbare Erscheinung deuten sollte. Agnes mußte todt seyn, weil sonst das Windspiel sie nicht verlassen haben würde. Aber es hatte doch weder gewinselt, noch sich sonst kläglich gebedet! Ha, rief er nach einigem Nachsinnen, es hat seine Gebieterin im Unglück verlassen, das Thier hat die Untreue von den Menschen gelernt!

Sein Herz war jetzt mit Bitterkeit erfüllt, und er beschloß, ob er gleich noch nicht wehrhaft gemacht war, zu seinem Vater zurückzukehren, und mit dessen Bewilligung in den Krieg zu ziehen. Dieses Vorhaben beschäftigte ihn den größten Theil der Nacht über, und als kaum der Morgen graute, raffte er sich vom Lager auf, und trat ans Fenster. Das Burgthor wurde eben geöffnet, und in diesem Augenblick lief das Windspiel wieder herein, und über den Hof nach dem Frauenhause, wo die Küche war. Gleich darauf kam es mit einem Brod im Munde zurück, und rannte stracks zur Pforte hinaus. Gerholt eilte nach, voll seltsamer Ahnungen. Als er aber ins Freye kam, war

keine Spur von dem Thier zu entdecken. Er erschöpfte sich in allerley Muthmaßungen, und beschloß, aufzumerken, ob es wiederkommen würde. Aber umsonst stand er den ganzen Tag üter auf der Lauer; die Sonne neigte sich bereits, und kein Windspiel ließ sich sehen. Gerholt streifte, düster und in sich gekehrt, über die Halde hinaus nach dem Saume des nahen Gebirgs hin, die Augen auf den Boden geheftet, da vernahm er auf einmal das Gebell eines Hundes, und aus dem Walde heraus sprang das Windspiel auf ihn zu, wollte aber augenblicklich den Weg nach der Burg fortsetzen. Gerholt hielt es durch Schmeicheln und Streicheln zurück, und deutete nach dem Forste hin. Der Hund schien ihn zu verstehen, und lief fröhlich vor ihm her. Der Weg, welchen er den Jüngling führte, war rauh und ungebahnt, und Gerholt mochte kaum eine Stunde weit gegangen seyn, als die Dunkelheit der Nacht die Gegenstände umher kaum mehr unterscheiden ließ. Er befand sich jetzt am Fuße einer schroffen, nackten Bergwand, an welcher das Windspiel hinaufzuklettern anfieng, und besann sich einige Augenblicke, ob er ihm noch weiter folgen sollte. Die Hoffnung, Agnesen zu finden, verschenchte bald jede Bedenklichkeit, und

ohne der Mühe und Gefahren des Wegs zu achten, erstieg er den Gipfel des Berges in dem Augenblicke, als eben der Mond aufgieng und die schweigende Wildniß beleuchtete. Tief unter sich erblickte er jetzt ein enges mit finstern Tannen bewachsenes Thal, durch dessen Krümmungen sich ein klarer Bach gar anmuthig im Mondlicht hinschlängelte. Ein wenig betretener Fußsteig führte in das Thal hinab, wohin das Windspiel in fröhlichen Sprüngen seinen Weg nahm. Gerholt folgte seinem Führer bis fast in die Tiefe. Da fiel ihm aber ein, daß die Frauen, wenn sie sich in diesem Zufluchteort befänden, durch die plößliche Erscheinung eines Menschen, der ihnen im ersten Augenblick unbekannt war, in Schreck und Angst versetzt werden müßten, und er beschloß, seine Gegenwart Agnesen auf eine minder schreckhafte Weise kund zu thun. Er setzte sich auf einen Stein, und sang folgendes Lied, welches sie ehemals auf der Burg oft und gern von ihm gehört hatte:

Junge, schöne Hirtenmaid,

Wirst wohl nicht bey uns geboren?

Gehst so einsam auf der Haid,

Hast wohl deine Heerd verloren?

„Meine Lämmlein, weiß wie Schnee,
Weiden dort am Himmelbogen.
Jüngling, deiner Sehnsucht Weh
Hat mich zu dir hergezogen.“

Schöne Maid, ich geh mit dir,
Aus der Heimath, ohne Grämen,
Doch von meiner Habe hier,
Sprich, was darf ich mit mir nehmen?

„Nur den frommen, treuen Sinn,
Alles andre mußt verlassen!
Bringst du Irdisches dorthin,
Müssen alle Stern' erblaffen.“

Er hatte das Lied kaum geendet, als er unter den Bäumen im Thal eine Gestalt hervortreten sah, die er für Agnes hielt. Ich bin Gerholt, fürchtet euch nicht, edle Frau, rief der Jüngling, und eilte hinab. Gott Lob, daß du es bist, sagte Agnes, mit noch zitternder Stimme, indem er ihr näher kam.

Er erzählte nun, wie ihm das Windspiel den Weg zu

ihr gezeigt. Diesem treuen Thiere, sagte Agnes, verdanken wir unsre Nahrung, denn die Wildniß hier bietet nicht einmal genießbare Wurzeln und Kräuter dar. Es holt uns Brod von der Burg, allein dies reicht nicht hin für unsern Unterhalt, und setzt uns zugleich der Gefahr einer Entdeckung aus. In ein Kloster kann ich nicht gehen, denn ich würde das Gelübde gezwungen ablegen, und Gott durch einen Eid beleidigen, der nicht aus meinem Herzen käme. Ach, seufzte Gerholt, Rath weiß ich nicht, aber mein Arm und mein Leben sind zu euren Diensten.

Agnes wurde durch den Edelmutb des Jünglings tief gerührt; sie hob ihr thränendes Auge empor, und schien dem Himmel zu danken, daß er ihr wenigstens einen Freund gelassen. Sie theilte hierauf Gerholten ihren Entschluß mit. Einige Meilen von da, im Einsiedlerthale, lebten einige fromme Frauen als Einsiedlerinnen, zwar nach einer gemeinsamen Vorschrift, aber durch keine Gelübde gebunden. Dortbin wollte sie mit ihrer treuen Magd ziehen, doch sollte sich Gerholt erst bey den Frauen erkundigen, ob man sie aufnehmen wolle und könne.

Da jeder Augenblick Gefahr bringen konnte, so machte

sich der Jüngling alsbald nach dem Einsiedlerthale auf, und erreichte es am frühen Morgen, nachdem er unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, einige Stunden unter einem Baume geschlafen hatte. Die Vorsteherin hörte freundlich seine Botschaft, und willigte mit Herzlichkeit in sein Begehren. Sie setzte ihm von den Früchten ihres Gartens vor, der sich zwischen einem kleinen Waldbach und den friedlichen Zellen hingog, und nachdem er sich erquickt und ausgerastet hatte, kehrte er auf dem Wege zurück, welchen er gekommen war. Die Sonne sank bereits hinter die Tannenberge, als er in das Thal trat und sich der Höhle näherte, wo Agnes ihren Zufluchtsort hatte. Er vernahm das Gewinsel eines Hundes, und bald darauf das Wimmern einer Menschenstimme. Eine schreckliche Windung durchschauderte sein Herz — er verdoppelte seine Schritte, und sah jetzt das Windspiel, welches am Eingang der Höhle, mit Stricken an einen Baum gebunden war, und bey seinem Anblicke ein furchtbares Geheul erhob. Er eilte in die Höhle und fand Agnesens treue Magd auf den Boden hingestreckt, und an Händen und Füßen gebunden. Gerholts Blut gerann zu Eis. Um Gottes Willen, rief er, was ist vorgefallen? wo ist Agnes?

Die Magd vermochte Anfangs nur unzusammenhängende Worte hervorzubringen; Gerholt zerschchnitt mit seinem Schwert ihre Stricke, und sie gewann allmählig so viel Besonnenheit, um den Vorgang erzählen zu können. Vier verkappte Knechte hatten bald nach Mittag die Höhle überfallen, die beyden Frauen gebunden, und Agnes mit sich fortgeschleppt. Das Windspiel vertheidigte seine Gebieterin mit Wuth, und verwundete zwey von den Räubern, die es darum tödten wollten, aber ein Dritter, welcher der Anführer der übrigen schien, gebot, es bey Leben zu lassen, und an einen Baum zu binden. Die Treue des Thiers gefiel ihm, und er wollte es bey seiner Rückkehr mitnehmen, und an sich gewöhnen. Ach, setzte die Magd hinzu, sie werden wiederkommen und mich tödten oder ins Burgverlies schleppen.

Auf Gerholts Frage, welchen Weg die Knechte genommen, wußte die Magd keinen Bescheid zu geben. Das Windspiel fieng aufs neue zu winseln an. Dich hätte ich beynahе vergessen, sagte Gerholt, indem er es freymachte, und am Ende bist du der beste Kundschafter, den ich finden kann. Er wollte sich hastig auf dem Wege entfernen, den ihm der Hund zeigen würde, aber die Magd erhob

ihre flehenden Hände, und beschwor ihn, sie doch nicht einem schrecklichen Schicksale preis zu geben. Ich kann dich nicht ohne Hülfe lassen, antwortete der Jüngling, und doch fordert mein Geschäft die größte Eile. — Nach kurzem Nachsinnen fiel ihm ein, daß eine Stunde von dem Thal eine Mühle liege, dahin beschloß er die Magd einzuweisen zu bringen, und sie dort zu verbergen.

Die Leute auf der Mühle schienen durchaus ehrlich und gutherzig. Sie zeigten die größte Bereitwilligkeit, der unglücklichen Magd Schutz zu geben, und versicherten, fremde Knechte würden es nicht wagen, Feindseligkeit hier auszuüben, da die Mühle einem Kloster gehöre, und im Bann desselben liege.

Von Agnes und ihren Räubern konnten der Müller und seine Familie keine Auskunft geben. Was gilt's, sagte der alte Vater, die Schnapphähne haben ihre Beute nach der alten Römerburg, drüben am Heidenberg in Sicherheit gebracht. Gerholt erinnerte sich dieser Burg, von welcher nur noch ein Thurm übrig war. Der Sage nach haupsten Berggeister darin, und niemand wagte sich leicht in die Gegend. Er ließ sich von dem Müller den nächsten Weg dahin angeben, und verließ die Mühle mit verdop-

pelten Schritten. Gegen Abend erhob sich ein fürchterlicher Sturm, schwarze Nacht hieng vom Himmel herab, und durch den alten Forst drang ein Geheul und Geächze wie von tausend Geisterstimmen. Gerholt verlor den Pfad, und das Windspiel drängte sich zaghaft und winselnd an ihn an, und hinderte ihn oft am Gehen. Der Dröck hatte bald ausgetobt, aber es folgte ein schrecklicher Regenguß, und Gerholt mußte Schutz unter einer Tanne suchen. Mit quälender Ungeduld zählte er die kostbaren Augenblicke, hob die Hände empor, und flehte zu Gott, daß er seinem guten Werke Beystand schenken möge. Sein Gebet schien Erhörung zu finden, der Regen ließ nach, der Himmel klärte sich auf, und die Sterne traten hervor, denn die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Gerholt wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, aber er dachte in seinem frommen Sinn: Wenn der Herr will, daß ich sie rette, so wird er mich auch führen, und schlug den Weg zur Rechten ein. Bald wurde er gewahr, daß ihn dieser aus dem Gebirg in die Ebene führe, und indem er aus einer Schlucht hervortrat, erblickte er in geringer Entfernung auf einem Hügel eine Kapelle, die mit einer Mauer umgeben war, und neben der Kapelle den Schimmer eines

Lichtes. Er ging darauf zu, in Hoffnung jemand zu treffen, der ihm Auskunft über die Gegend würde geben können.

Beym Eingang durch das zerfallene Thor, neben welchem ein steinernes Kreuz sich erhob, sah er, daß er sich auf einem Kirchhofe befand, die Gräber waren meist eingefunken und mit Unkraut und Dornen überwachsen. Neben der Kapelle war ein Mann beschäftigt, bey'm Schein einer Laterne, die auf einem umgestürzten Grabmahle stand, ein Grab zu graben. Dem Jünglinge kam diese Arbeit zu nächtllicher Zeit seltsam vor. Er ging zu dem Manne, und fragte ihn, für wen das Grab sey? Ohne Zweifel für einen müden Leib, antwortete der Mann.

Gerholt. Der Kirchhof sieht aus, als ob er seit langem nicht mehr gebraucht würde?

Der Mann. Er gehörte zwey benachbarten Dörfern, die seit fünfzig Jahren zerstört sind.

Gerholt. Du bist also hergekommen, um die Todten zu berauben?

Der Mann. Nein, Herr, das wäre Gottesraub, und ich würde fürchten, daß sie alle dort im Beinhaufe, neben der Kapelle, sich regten, und mir die ruchlose That gesegneten.

Gerholt. Aber wer soll hier begraben werden?

Der Mann, der eben mit dem Grabe fertig wurde, lehnte sich auf seine Schaufel, trocknete den Schweiß von der Stirne, und erzählte: Er sey ein armer Köhler, und wohne eine halbe Stunde von da, am Eingang des Forstes. Gegen Abend sey ein fremder Knecht zu ihm gekommen, und habe ihn geheissen, ein Grabscheit zu nehmen, und ihm zu folgen. Er habe ihn hierauf nach dem verlassenen Friedhof geführt, und ihm befohlen, hier ein Grab zu machen.

Und wo ist der Knecht? fragte Gerholt, indem eine schauerliche Ahnung seine Seele erschreckte. Vor wenigen Augenblicken gieng er fort, antwortete der Köhler, nachdem er mir ein Silberstück zur Belohnung gegeben, und mir zugleich geboten hatte, mich, wenn das Grab vollends fertig seyn würde, alsbald zu entfernen, aber mein Grabscheit da zu lassen, und so mir mein Leben lieb sey, keinem Menschen etwas von der Sache zu entdecken. „Ach!“ setzte er tief seufzend hinzu, „es ist wohl ein Erschlagener, dessen Leichnam hier verborgen werden soll! Aber die Sterne sehen es, wenn ich auch schweige. Gute Nacht, Herr!“ Mit diesen Worten eilte der Köhler von hinnen. Gerholt zweifelte nun nicht mehr, daß es Agnesens blutiger Leichnam

Ir Thg.

3

sey, welchen man hier heimlich beerdigen wolle, und Schmerz und Wuth tobten fürchtbar in seinem Innern. Kommt nur, rief er, indem er das Schwert zog, und es gegen Himmel hob, kommt nur her, ihr Mörder, ich will Gericht halten über euch, hier auf der Asche der Todten und im Angesicht des Richters dort oben! So stand er eine Weile, und starrte düster in die Nacht hin; da drehte sich das Windspiel gegen das Thor des Kirchhofs, und fing zu murzen an. Den Jüngling durchzuckte es, wie ein Blitz, er besänftigte den Hund, ergriff ihn am Halsband, und führte ihn mit sich hinter die Kapelle.

Man hörte Fußtritte, die immer näher kamen. Gerholt schaute vorsichtig hinter einem Pfeiler hervor. Zum Thor herein traten vier Männer, die eine Bahre trugen. Sie sprachen einige Worte, die er nicht verstehen konnte, aber zugleich kam ihm vor, als vernähme er ein tiefes hohles Gestöhne.

Die Männer waren jetzt, auf der andern Seite der Kapelle, zu dem Grabe gekommen, und eine weibliche Stimme rief mit herzerreißendem Tone: Gott im Himmel, ihr werdet mich doch nicht lebendig begraben wollen!

Wüthend riß sich das Windspiel aus Gerholts Hand

los, wüthend stürzte er ihm nach, mit gezücktem Schwerte. Die Knechte standen im ersten Augenblick wie versteinert von den Schrecknissen des Gerichts — ihre Füße schienen in der Erde zu wurzeln, aber als der erste von Gerholts Streichen fiel, und der zweyte fürchterlich unter den Zähnen des Windspiels schrie, da ergriffen die beyden andern die Flucht.

Agnes saß auf der Bahre, an Händen und Füßen gebunden. Gottlob, ihr seyd gerettet, rief der Jüngling, und löste ihre Bande. Du Gerholt, stammelte sie, und sank ohnmächtig in seine Arme. — Vater im Himmel, schrie der Jüngling im Weh der Verzweiflung, und preßte sie an seine Brust und legte seine glühenden Lippen an ihre kalten Wangen.

Agnes kam bald wieder zu sich; sie konnte weinen und beten. Der Knecht, den das Windspiel noch immer festhielt, flehte gar jämmerlich, ihn doch von dem grimmigen Thiere zu befreien. Man hat euch zur ruchlosen That gedungen, zürnte ihm Gerholt entgegen.

Wir sind Knechte Diethers von Scharfenstein, erwiederte der Glende, und alles geschah auf Befehl unsers Herren und seiner Diener. Ha, und lebendig sollte sie in

die Erde gescharrt werden, rief der Jüngling. — Es war der Rath unsers Anführers, antwortete der Knecht, denn er fürchtete, Spuren von Blut möchten die That verrathen. Agnes verhüllte sich das Antlitz bey dieser Rede, und Gerholt schwur blutige Vergeltung auszuüben. — Laß dem dort oben die Rache, stöhnte Agnes, mit fast erloschener Stimme, und vollende vielmehr das Werk meiner Rettung, wir können ja hier nicht bleiben.

Gerholt wußte nicht gleich, wohin er Agnes bringen sollte, denn sie war fast unvermögend, nur einige Schritte weit zu gehen, da fiel ihm der Köhler ein. Er machte das Windspiel von dem Knechte los, und befahl diesem, die Laterne zu nehmen, welche der Köhler zurückgelassen hatte, und ihm nach der Hütte desselben voran zu leuchten. Der Knecht gehorchte zitternd. Agnes legte ihr Haupt auf die Schulter des Jünglings, mit der Linken umschlang er die arme Geängstigte, und so wandte sie langsam auf dem holprichten Wege hin.

Gerholt mußte öfters stille stehen, und ihr Zeit lassen, neue Kräfte zu sammeln. An einem Felsenbrunnlein ruhten sie eine Weile. Agnes verlangte einen Trunk Wassers, da es aber an einem Gefäß gebrach, schöpfte der

Jüngling das Wasser mit der hohlen Hand, und sie schlürfte es dankbar. Während sie an dem Brunnlein saßen, trat ein bewehrter Mann aus dem Walde hervor. — Agnes schrak zusammen bey seinem Anblick. Gerholt beschwor sie, ruhig zu seyn. Gott ist mit der Unschuld, sagte er, hat ers uns nicht erst in dieser Stunde bewiesen? — Der Mann kam näher, sein Gesicht war verhüllt; einen Augenblick betrachtete er Gerholt und Agnes, deren Gestalten von der Laterne beleuchtet wurden, und gieng dann plötzlich auf den Jüngling zu, und ergriff seine Hand: Gerholt du hier, und ist dieß nicht deine Burgfau? fragte er.

Mein Vater! rief Gerholt, mein Vater! o dich führt Gott hieher! Der Alte fragte und der Jüngling erzählte nun, was sich zugetragen. Edle Frau, sagte der alte Rodland, so hieß Gerholts Vater, Edle Frau, Ihr müßt's Euch jezt einige Tage auf meinem Hofe gefallen lassen; das Herrenhaus ist zwar nur klein, wie's sich für einen armen Rittermann ziemt, dessen Vorältern zu freygebig gegen Klöster waren, aber es soll Euch weder an Bequemlichkeit, noch an freundlichen Gesichtern fehlen.

Gerholt äußerte einige Bedencklichkeit, denn er meynte,

Frau Agnes würde dort Gefahr laufen, aber der Alte hieß ihn deßfalls ohne Sorge seyn, und fügte hinzu, sie würden bey der nahen Köhlerhütte einen seiner Knechte mit zwey Pferden finden; dieser sollten Agnes und sein Sohn sich bedienen, und darauf nach Rodland reiten. Dem Knechte Diethers aber befahl er mit kurzen, strengen Worten, ihm zu folgen.

Gerholt hätte gerne gewußt, wohin sein Vater in später Nacht gehe, und warum er den Knecht mit sich nehme, aber da er die Frage thun wollte, war der Alte schon seitwärts hinter den Felsen verschwunden.

Gerholt und Agnes erreichten bald die Hütte, wo sie eine recht herzliche Aufnahme, aber eine gar sparsame Bewirthung fanden. Frau Agnes war so entkräftet, daß sie der Ruhe bedurfte, auch Gerholts Kräfte waren sehr erschöpft, und erst mit Tagesanbruch setzten die Wanderer ihren Weg auf Rodlands Rossen fort, und erreichten den Hof noch vor Mittag. Der Alte langte fast zu gleicher Zeit mit ihnen an. Gerholt hatte eine Menge Fragen auf dem Herzen; aber sein Vater nahm ihn alsbald bey Seite, und befahl ihm, sogleich auf die Burg Scharfenstein zurückzukehren, und auf alles, was dort vorgehe, ein wach-

fames Auge zu haben, und ihm auf der Stelle Botschaft zu senden, wenn von Diether und seiner Dirne Anstalten zur Flucht getroffen würden. Du hast nichts zu befahren, setzte er hinzu, traue auf mein Wort.

Gerholt wäre lieber um die schöne Agnes geblieben, auch begriff er nichts von der Absicht, welche sein Vater bey seinem Auftrag haben konnte; aber er ehrte ihn zu sehr, um nicht ohne Widerrede zu gehorchen. Auf einem raschen Pferde legte er den Weg nach Scharfenstein noch vor Sonnenuntergang zurück. Neben dem Pfade, der zur Burg hinaufführte, stand eine hohe Buche. Mit Entsetzen bemerkte Gerholt, daß aus dem Stamme drey Späne gehauen waren, denn er wußte, daß dies ein Zeichen der Vorladung zum heimlichen Gericht sey. Ein stärkeres Grauen wandelte ihn an, als er am Burgthor den pergamentenen Ladungsbrief mit den drey rothen Siegeln in blechernen Kapseln angeheftet sah. Im Burghofe war es wie ausgestorben. Nur ein Paar Knechte giengen bey den Ställen ab und zu, und in ihren Gebärden war die tiefste Bestürzung sichtbar. Indem Gerholt vom Pferde steigen wollte, kam der alte Thorwart auf ihn zu, und sagte mit bleichen bebenden Lippen: „Wie? Ihr kehrt zurück ins

Haus der Muthlosigkeit, und des Schreckens? Habt ihr denn nicht gesehen —

Wohl hab ichs gesehen, antwortete der Jüngling, und mir schauerts noch, als wenn ich in mein eigen Grab geblickt hätte.

Sie wollen diese Nacht entfliehen, er und die Dirne, fuhr der Greis leiser fort, aber dem dort oben entgehen sie nicht.

Entfliehen, wohin? fragte Gerholt.

Ueber den Rhein, erwiederte jener. Es ist bereits ein Bote fort, um die Schiffe zu bestellen.

Gerholt sah eine Weile nachdenkend vor sich hin, und wendete sich hierauf wieder zu dem Greis und sagte: Mutter, ich bleibe nicht hier, wo die Hände besfleckt sind mit Blutschuld. Mit diesen Worten wendete er sein Ross und jagte über die Zugbrücke hinaus. Am Fuße des Hügel, bey der schönen Buche, hielt er noch eine Weile still, und betrachtete, mit neuem Grauen, die drey Hiebe im Stamme des Baumes. Ein Gewappneter im schwarzen Harnisch sprengte auf Gerholt zu, und gab ihm ein Zeichen, ihm auf die Burg zu folgen. Der Jüngling starrte ihn verwundert an; jener wiederholte das Zeichen; da

aber der Jüngling sich nicht daran zu kehren schien, öffnete er sein Visier. Gerholt erkannte seinen Vater, und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. Du warst kaum von Hause fort, sprach der alte Rodland, als ich schon die Nachricht erhielt, daß man auf Scharfenstein sich zur Flucht auf diese Nacht bereite. Komm und sieh, was die Sünde ist; es kann dir frommen auf dein ganzes Leben — Er zog sein Visier wieder herab, und stillschweigend ritten beyde auf die Burg. Gerholt führte seinen Vater nach Diethers Gemach, der eben in einer sehr ernstlichen Unterredung mit Rotlinden begriffen war. Hier ist ein Ritter, der euch sprechen will, sagte Gerholt. Wer seyd ihr, und was ist euer Begehren an mich; fragte Diether, indem er sich, etwas betroffen, zu Rodland wendete. Mein Name thut hier nichts zur Sache, antwortete Rodland, aber meine Botschaft ist unten am Schloßbühl in den Stamm der schönen Buche geschrieben.

Diether schrak zusammen, und Rotlinde wollte mit einem Schrey das Gemach verlassen, aber Rodland gebot ihr, mit schrecklicher Stimme, zu bleiben, und sie warf sich todtenbleich in einen Sessel, und verhüllte sich das Gesicht.

Diether ermannte sich unterdessen, und sein Schrecken

gieng in Wuth über. Noch bin ich Herr auf meiner Burg, rief er, und es kostet mir nur ein Wort, und meine Knechte stürzen euch von der Mauer herab, daß eures Gebeins nicht mehr gefunden werden mag.

Robland zog einen Ring hervor, der in zwey Theile zerbrochen war, und reichte ihn Diethern, und fragte, ob er den Ring kenne? Es ist der Ring, fuhr Robland fort, während Diether die starren Augen darauf heftete, und kein Wort hervorzubringen vermochte, es ist der Ring, welchen ihr der edlen und frommen Agnes von Staufen am Altar gabt, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Wie ihr und die Buhldirne da diesen Ring zerbrochen habt, so wird der Faden eures Lebens zerrissen werden.

Rotlinde schrie laut auf — Diether ging in wilder Hast auf und nieder.

Ihr wollt fliehen, hub Robland nach einigem Stillschweigen an; meynt ihr, den Augen und den Armen der ansichtbaren Rächer zu entfliehen? Diether bedenkt, daß es im überrheinischen Lande auch Weiden giebt, auf welchen Stricke wachsen. Eine Hand schwebt über euer Haupt, und dieser mögt ihr nimmer entrinnen. Die Zeit eurer Labung ist nicht um, aber eure Flucht gilt als Geständ-

niß eurer That, und ihr seyd verfehmt von dem Augenblick, da ihr euer Roß besteigt.

Wer kann zeugen wider mich? rief Diether, der sich wieder zu fassen gesucht hatte.

Wo ist Agnes, eure Hausfrau? fragte Rodland mit düsterm Ernste? — Es erfolgte keine Antwort. Noch einmal, wo ist Agnes? wiederholte Rodland mit schrecklicher Stimme. — Lebendig habt ihr sie ins Grab einscharrren lassen! Weh, weh, weh, über dich und deine Buhldirne!

Rotlinde bebte zurück, als sähe sie ein blutiges Gespenst aus der Erde steigen — sie wankte nach dem Fenster, riß es auf, und stürzte sich hinab. Diether hatte sie zurückhalten wollen, aber er vermochte kaum seine zitternden Hände auszustrecken, die Schrecken der Nacht schienen seine Füße zu lähmen.

Rodland trat ans Fenster und schaute hinab auf den zerstückteten Leichnam. Hierauf wendete er sich zu Diether mit den Worten: Sie hat sich selbst gerichtet! Was willst du beginnen?

Mein Urtheil von eurem Gericht erwarten, antwortete Diether mit gräßlicher Kälte.

Agnes lebt, fuhr Rodland fort, aber das mindert deine Schuld nicht, durch ein Wunder hat sie Gott aus dem Grabe gerettet.

Auf Diethers Gemüth machte die Nachricht von der Rettung seiner Gattin einen gewaltigen Eindruck; er warf sich auf die Knie, dankte Gott, daß er es so gefügt, und heiße Thränen, die er lange nicht gekannt, quollen über seine Wangen. Rodland wurde gerührt. Er reichte ihm die Hand, und sagte: Ich will dein Leben zu erhalten suchen, wenn du es der Neue widmen kannst.

Gott wird mir Gnade geben, erwiederte Diether, schon hat er seinen Thau träufeln lassen auf den dürren Felsen. Ich will zu den Karthäusern gehen, und nichts mehr sprechen, als: gedenke des Todes. Meine Burg und die Hälfte meiner Besizungen vermache ich an Agnes — die andere Hälfte sey ein Erbe der Armen.

Diether that, wie er gesprochen hatte. Im härnen Kleid, den Dornenstab in der Hand, und eine Altrbisflache an der Seite, verließ er seine Burg, wanderte über den Rhein, und ließ sich dort von den Karthäusern aufnehmen. Agnes blieb noch einige Zeit bey Rodland, und kehrte dann nach Scharfstein zurück. Beym Abschied,

nachdem sie schon das Roß bestiegen hatte, reichte sie Gerholten noch einmal freundlich die Hand, und winkte ihm, sich zu entfernen, und sprach dann zu dem Alten: Diether ist im Kloster, ich bin Wittwe, und werde trauern um ihn, denn mir und der Welt ist er gestorben. Euer Sohn hat Neigung für mich, so etwas entgeht den Frauen nicht. Kann meine Hand ihn glücklich machen, so bringt ihn zu mir nach Scharfenstein, wenn das Trauerjahr vorüber ist.

Ohne die Antwort Rodlands abzuwarten, ritt sie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfing die Nachricht mit unaussprechlicher Freude. Nur schien ihm ein Jahr viel zu lange für seine Wünsche, und er hoffte, die Liebe würde die Frist kürzen. Aber Agnes bestand fest auf ihrem Entschlusse, und wenn er manchmal mit seinem Vater nach Scharfenstein ritt, so sah er sie nie, als mit schwarzverhültem Angesicht. Nach einem Jahr legte sie die Trauer ab, und reichte dem Jüngling ihre Hand, und seine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Ersatz für die ausgestandenen Leiden.

Schreiber.

Herr Charles.

(Von dem frühern Verfasser des rheinländischen
Hausfreundes.)

Eine wahre Geschichte.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sey, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier franken halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder.“ Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?“ — „Niemand gehören sie, sagte der Pole, einer todtten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen was ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte seyn,“ und der Hausfreund glaubts auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seyd, so bin ich am rechten Ort,“ und der Haus-



F. Hepp. fec.

1.^{te} Sc. aus Herr Charles von Hebel.
Da bring ich euch die Kinder.

freund glaubts auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Wittwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sey, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Better zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unfäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war; krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreyhundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Better habe, stellte er ihr frey, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büb-

lein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe, und hatte recht. Denn er gieng noch vor der Abreise ins Grab. Also verfab sie sich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Better; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon drauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise starb sie am sechsten oder siebenten, . . „Wo du hingehst,“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbt von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französelin, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle seyn mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen? Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit



F. Heig. sc.

2.^{te} Pl. aus Herr Charles von Hebel.

den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nemlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seyen. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehn, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Haudeverv thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bey den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Better wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissens nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wissens auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sey? „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenns der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Better. Die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit

Ir Thg. 4

ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Better nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Better eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwey Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwey abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegeten, meinend, er sey der Herr Better, und anfiengen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und Klagen sieht, und „in Gottes Namen,“ sagte er, „wenns so ist, so will ich mich

nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder," sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg, und blieb sitzen — er stand auf und blieb stehen. „Seyd so gut, sagte er endlich, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;" da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund," sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenns ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sey es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich sie auch noch umsonst geführt haben. Die Zeiten sind böß und

der Verdienst ist gering.“ — „Eben deswegen,“ sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sey so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Better sey, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, „Wenns so ist,“ sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns so ist, so kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür,“ sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles,“ dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann“ — und als der Pole schon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund,“ sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenom-

men habe,“ und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein, oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Better auch zu finden seye, und ob ers thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöthen gehabt.

Die Zwillingsterne.

Von Zwillingsternen geht die alte Sage,
Daß, wenn herauf sie an dem Himmel gehn,
Sogleich die Meeresstürme nicht mehr wehn,
Und freundlich an den Bord die Welle schlage.

Auf alte Sagen horcht ich immer gerne,
Vor allen dieser doch bin ich geneigt,
Weil schnell der Sturm in meinem Innern schweigt,
Blick ich in Ihrer Augen klare Sterne!

Wie froh erzitternd sich die Wellen legen,
Wenn Sie mit holdem Blick den Sturm bespricht!
In jeder Woge strahlt das Zwillinglicht,
Vom Land des Hafens Leuchte mir entgegen!

Rolle.

Dem Vogesuß.

Riese, mit der Eichenkrone,
Mit der Lanne dunkeln Kranz,
Blick', in deinem Götterglanz,
Huldvoll von dem Wolfenthron!
Laß in heiligen Felsenhallen
Deines Sängers Lieder schallen,
Vogesuß!

Gleich den ernstern Runensteinen
Spricht das graubemooste Maal,
In der Dämmrung bleichem Strahl,
Still hervor aus deinen Hainen;
Dich belebt die fromme Sage,
Eine Welt erloschener Tage,
Vogesuß!

In des Thales niedern Fluren
Wogt umher der Menschen Thun,
Die nicht rasten, die nicht ruhn;
Zu der Dichtung goldnen Spuren
Führest du durch Schauergrüfte,
Durch des Abgrunds öde Klüfte,
Vogesuß!

In den goldumsäumten Lüften
Schlägt verjüngt das wunde Herz ;
Leise schwinden Gram und Schmerz ,
Von den waldumkränzten Triften ;
Friedensengel segnend schweben
Wo sich deine Berge heben ,
Vogesus !

Blaue Glöcklein blühen im Moose ,
Gelbe Blüten an dem Strauch' ;
Labend weht der Freiheit Hauch !
Aus geheimnißvollem Schooße
Wiegt sich , in krySTALLNER Helle ,
Deiner Bächlein Silberquelle ,
Vogesus !

Und der Heerden froh Getümmel
Tönet in der Vögel Chor ;
Von dem Felsen schwingt empor
Sich der Adler zu dem Himmel ,
Badet sich in Sonnengluthen ,
Grüßet aus den Aetherfluthen ,
Vogesus !

Und ein seliges Beginnen
Reget sich in dem Gemüth,
Das von süßer Ahndung glüht,
Auf der Höhe Purpurzinnen;
Deiner Berge Felsenkette
Wölbet sich zur Tempelstätte,
Wogefus!

Und die goldnen Sterne neigen
Sich um deinen Scheitel hin,
Mondumglänzte Nebel ziehn
Wie ein frommer Geisterreigen;
Wie verklärt glühn deine Wiesen,
Berg der Väter! . . . Sey gepriesen,
Wogefus!

G. Stöber.

Lied aus der Ferne.

I.

Ach, bist so ferne mir, Land an dem Rhein!

Kann ja nicht anderswo glücklich mehr seyn!

Freude tönt überall

Jubel und Scherz!

Mir nur läßt dieser Schall

Kalt stets mein Herz —

Fern von dem Rhein!

Bin ja dein gutes Kind, Land an dem Rhein —

Kann von der Mutter fern, glücklich ich seyn?

Fremd sind die Herzen mir

Fremd ist die Sprach'!

Schwabe heißt jeder hier

Schwabe zur Schmach —

Wer kommt vom Rhein!

Bist ja so reich und schön, Land an dem Rhein,
Sollt'st du nicht nähren denn, mich nur allein?

Mancher Gast zehrt von dir

Speißet dein Brod —

Ich nur muß ferne hier

Wehren der Noth —

Ein Kind vom Rhein!

Bist ein Elysium, Land an dem Rhein,
Segen strahlt um und um, dein Sonnenschein!

Hier hat man Gold ja nur,

Kunst für das Glück,

Das mir reicht die Natur,

Schau ich zurück

Zu dir o Rhein!

Bist du verschwunden mir, Land an dem Rhein?
Nein! stehst im Herzen hier, warm noch und rein!

Ist auch die Hülle hier

Eisern gebannt,

Bleibt doch die Seel' bey dir

Du liebes Land

Dort an dem Rhein!

Bist meiner Sehnsucht Ziel, Land an dem Rhein!
Dent' ich zu dir mich hin, flieht alle Pein!

Gott wird ja gnädiglich

Hören mein Fleh'n,

Einmal nur möcht ich dich,

Einmal noch seh'n

Land an dem Rhein!

2.

Schön ist das Sachsenland,

Freundlich der Elbestrand!

Doch mir ist wohl bekannt

Ein noch viel schöneres Land,

Dort an des Rheines Strand —

Badenland!

Hier im jungen Frieden pranget
An der Elb' die Königsstadt!
Was des Menschen Herz verlangt,
Was sein Geist erfonnen hat,
Was der Süd und Nord kann bieten,
Ost und West hervorgebracht,
Was der Ozean geschieden,
Einigt hier des Handels Macht!
Und was die Kunst ererbet von den Alten,
Ist hier bewahrt, die Künste zu entfalten.

An der Elbe Silberstreifen
Auf den Bergen, in dem Thal —
Muß des Jahres Fülle reifen
Für den Becher, für das Mahl!
Was Natur so reich gegeben,
Was die Erde selbst hier beut,
Formet sich zu anderm Leben
Durch der Hände Regsamkeit!
Und was im tiefen Felsenschacht verborgen,
Der Knappen Fleiß befördert es zu Morgen!

Aus dem blut'gen Feld der Siege
Sprudelt neu und frisch und hell,
Nach dem schreckensvollsten Kriege,
Nun der Musen Lebensquell!
Wo der Frankentrog verklungen
In dem teutschen Schwerdtertanze,
Wird die Freyheit frey besungen,
Grünt der Teutschen Eichenkranz!
Ja, jede Noth sie muß dem Land enteilen,
Wo alle Musen hochverehret weilen!

Schön ist das Sachsenland
Freundlich der Elbestrand!
Doch mir ist wohl bekannt
Ein noch viel schöneres Land,
Dort an des Rheines Strand —
Waterland!

S ä n g e r s W ü r d e .

Der S ä n g e r i s t i n G o t t e s H u t ,
D a s H ö c h s t e i s t s e i n e i g e n ,
U n d n i m m e r d a r f s e i n k ü h n e r M u t h
S i c h z u G e m e i n e m n e i g e n .
E r m u ß , w e n n f r e y s e i n L i e d e r s c h a l l t ,
V o m G e i s t g e t r i e b e n w e r d e n ,
E r s t e h t i n h e i l i g e r G e w a l t ,
S e i n R e i c h i s t n i c h t a u f E r d e n .
D e s G o t t e s i n d e r e i g e n B r u s t
I s t e r m i t W o n n e s i c h b e w u ß t .

Der S ä n g e r i s t i n G o t t e s H u t ,
M u ß i m m e r a u f w ä r t s s c h a u e n :
D r u m ä n g s t e t i h n n i c h t w i l d e F l u t h ,
N i c h t f i n s t r e r N ä c h t e G r a u e n .
W e n n v i e l e n s c h o n d e r M u t h g e b r i c h t ,
W e n n F e i g e ä n g s t l i c h z a g e n ;
D a n n f ü h l t e r e r s t i m B u s e n L i c h t
U n d w i l l d a s H ö c h s t e w a g e n .
E r a h n t i m S t u r m u n d W e t t e r n a c h t
D e s e i g e n G e i s t e s f r e y e M a c h t .

Der Sänger ist in Gottes Hut,
Drum ehrt ihn Huld der Schönen,
Denn edle Mädchen sind ihm gut,
Last er sein Lied ertönen.

Von vielen Rosenlippen fließt
Was träumend er gesungen,
Die Schönste von den Schönen ksst
Ihn, dem das Lied gelungen.
Drum bleibt sein Lied für alle Zeit
Nur Gott und Frauendienst geweiht.

Der Sänger ist in Gottes Hut,
Drum blht ihm manch Vergnügen:
Er darf nicht bang sein junges Blut
Und Lebenslust besiegen.
Frey taucht er in der Fröhlichkeit
Licht helles Meer sich nieder,
Denn Sängers Freuden sind geweiht
Durch seine frommen Lieder.
Und keine schuldbesleckte Lust
Bestrmt die gotterfllte Brust.

Der Sänger ist in Gottes Hut,
Drum kann er seelig sterben:
Ihn läutert der Begeisterung Gluth
Zum reinen Himmels = Erben.
Und was er hier geübt mit Lust,
Das übt er droben wieder,
Auch dort ergiebt sich seine Brust
In hohe Himmelslieder.
Drum schreibt auf's Grab, wo er einst ruht:
„Der Sänger ist in Gottes Hut!“ —

B o c k s h a m m e r.

A n I d a.

Nahmst du das Zweyte doch von meiner Hand,
So würdest du das Erste werden!
Das Ganze wäre dann ein Unterpfund
Von meinem schönsten Glück auf Erden.

Der Stern und der Knabe.

An hoher Wolk' ein Sternlein hieng,
Ein Röslein auf dem Himmelsbeet;
Ein Knabe von dem Hügel gieng,
Er sieht den Stern, er sinnt und steht,
Es schweigen seine frohen Lieder,
Er winkt dem Sterne zu sich nieder.

Das Sternlein aber, ungerührt,
Blinkt freudig fort am Himmelsdom,
Da weint der Knabe und ihn führt
Ein Pfad herab zum lichten Strom;
Da blickt er in die Wasserauen
Und muß den holden Stern erschauen.

Und Hoffnung schwellet seine Brust,
Er eilt zum blumenreichen Strand,
Reicht nach dem Sternlein seiner Lust . . .
Er stürzet von dem Uferrand,
Und Philomele klagt und singet,
Daß nichts den Knaben wiederbringet.

E. Stöber.

Der Schiffer der Liebe. 1

Reich an Tod und an Verderben
Ist der Liebe stürmend Meer,
Tausend kühne Schiffer sterben,
Trümmer wogen hin und her.

Doch, es tönt der Liebe Stimme! . . .
Lockt hinaus zur Wellenbahn! . . .
Trog der Fluthen wildem Grimme,
Lenkt Adon seinen Kahn.

Angeweht von Zephyrlüften
Stößt der Sänger von dem Strand,
Gleitet, unter Blumendüften,
An der Bogen Silberband.

Grüßt, vertraut, die hohen Sterne,
Die, gleich femem Busen, glühn,
Und aus ahnungsvoller Ferne
Wie der Hoffnung Rosen blühn.

Nach dem Süden will er eilen,
Dorthin lockt der Stimme Klang,
Dort muß die Geliebte weilen,
Und ihn treibt des Herzens Drang.

Furchtlos vor den Ungeheuern,
Die des Meeres Rücken trägt,
Muß er immer rascher steuern,
Von der Sehnsucht fortbewegt.

Seiner Jugend Traumgestalten
Schweben leuchtend vor ihm hin,
Und er fühlt der Götter Walten,
Hört leise Melodien.

Da erblickt der Sterne Schimmer
Und entfesselt ist sein Blick,
In des Morgens Purpurschimmer
Kehrt der junge Tag zurück.

Vor Uibons Aug' enthüllet
Sich ein Eiland, wunderschön ;
Von Aurora's Glanz erfüllet
Strahlen die umkränzten Höhn.

Goldorangen blühen im Haine,
Der von süßen Liedern tönt,
Wo die Lieb', im Dämmerungscheine,
Die geprüfte Liebe krönt.

Und den Zauber sieht er nahen ;
Dort, er fühlt's, blüht seine Lust !
Die Geliebte zu umfahen,
Pochet freudig seine Brust.

An des Ufers Glanzgefilde,
Welche herrliche Gestalt !
Die mit göttergleicher Milde
Grüßend ihm entgegenwallt ? . . .

Schreckenvolle Wandlung! . . . Blitze
Sprühen plötzlich rings umher,
Und, vom hohen Wolfensitze,
Grollt der Donner in das Meer.

Aufgeregte Wogen thürmen
Sich empor mit Riesenmacht,
Ralt umweht, von rauhen Stürmen,
Rehrt zurück die alte Nacht.

und Widons Ruder sinket
In die schwarze Fluth hinab,
Aus des Abgrunds Tiefe winket
Ihm ein schauervolles Grab.

Einsam steht er und verlassen
In dem weiten Ozean
Und des Orcus Mächte fassen
Drohend seinen morschen Kahn.

Doch es glüht des Sängers Busen,
Muthig blickt er nach dem Ziel,
Der Erkohrene der Musen
Hebt empor das Saitenspiel.

Sterben will er mit der Leyer
Lehrem, liebevollem Klang;
Zu der Heißgeliebten Feyer
Tönt sein heitiger Gesang.

Da, o Wunder, schweigt der Winde, —
Schweigt der Stürme wilde Brut
Und die Weste wehen linde
Und versöhnet ist die Fluth.

Von des Himmels heiterm Bogen
Strahlt der Sonne goldnes Licht,
Das sich friedlich auf den Wogen
Des verklärten Meeres bricht.

Um Uibons Stirne schwinget
Sich ein köstlich Perlenband,
Und um seine Hüften schlinget
Sich ein purpurnes Gewand.

Nachtigallen = Chöre singen
Von des Eilands Uferrand,
Zarte Liebesgötter bringen
Ihn zu dem ersehnten Strand.

Freudig führen ihn die Horen
Durch der Lauben dunkeln Schein,
Von Cytheren auserkoren,
In der Göttin heiligen Hain.

Und Uibon darf sie schauen,
Sie, die Himmelswollust giebt,
Sie, die Herrlichste der Frauen,
Die den heitern Sänger liebt.

Lieb' entflammt der Göttin Blicken,
Da sie den Geprüften sah,
An den Busen darf er drücken
Venus = Amathusia.

E. Stöber.

S a b i n a.

Der edle Meister, Erwin von Steinbach, der den Thurm am herrlichen Münster zu Strasburg baute, starb vor Beendigung desselben, aber er hinterließ zwey Kinder, welche das Werk zur schönen Vollendung brachten. Der Sohn, Johannes, leitete den Bau, und Sabina, die Tochter, schmückte das große Portal mit ihren kunstreichen Arbeiten. Sie führte nicht nur den Meißel mit seltner Geschicklichkeit, sondern war auch glücklich im Erfinden, und wußte über alles, was sie schuf und ordnete, die ihr eigenthümliche Anmuth zu verbreiten. Sabina gehörte zu den schönsten Jungfrauen ihrer Zeit. Zwar hatte sie bereits ihr zwey

und zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, aber nach ihrem zartgegliederten Bau und ihrem kindlichen und unschuldigen Wesen hielt man sie für ein Mägdlein von sechszehn. Da sie aufgewachsen war in der Natur und unter den Werken der Kunst, so wandelte sie fast, als eine Fremde, unter den Menschen, und war vertrauter mit den Erscheinungen der höhern Welt, als mit den Umgebungen des täglichen Lebens. Darum hatte sich auch ihr Herz noch nie der Liebe geöffnet, obgleich ihr ganzes Gemüth von Liebe erfüllt war, und sie nie einen feindseligen Trieb in ihrem Innern verspürt hatte.

Das Portal des Münsters rückte schnell seiner Vollendung nahe; nur ein Bild fehlte noch über dem Eingange. Sabina hatte dazu die Himmelskönigin gewählt. Aus Lilien und Rosen sollte die jungfräuliche Mutter sich erheben, den Sohn der Liebe und der Schmerzen auf dem Arme, und die königliche Krone auf dem Haupt. Auf dem Platze vor dem Münster standen die vielen Werkhütten für die Meister und Gesellen, welche dabey beschäftigt waren; Sabina liebte jedoch nicht, in einem engen, niedrigen Raum zu arbeiten. Sie hatte sich eine Stelle im Innern der Kirche, nahe am Grabe ihres Vaters, gewählt; hier wurde

ihr Gemüth jedesmal in eine wunderbare Stimmung versetzt — es kam ihr vor, als ob ein unsichtbares Wesen, welches sie für den Geist ihres Vaters hielt, ihren Arm führe, und das Werk sich gleichsam von selbst unter ihrem Meißel bilde.

Der Stein fieng bereits an, in rohen Umrisen Gestalt zu gewinnen; aber als sie eines Morgens, nachdem sie vorher, wie gewöhnlich, in einer nahen Kapelle der Frühmesse bengewohnt, an ihre Arbeit gehen wollte, gewährte sie mit Erstaunen, daß diese seit dem vorigen Abend weiter vorgerückt sey. Das Antlitz der jungfräulichen Mutter trat in den Haupttheilen weit bestimmter hervor, und der lange Schleyer, der die hohe Gestalt in schön geworfenen Falten umwallen sollte, schmiegte sich schon recht weich und anmuthig an die reichen Locken. Eine mit Kunst hochbegabte Hand mußte hier den Hammer geführt haben, das war sichtbar genug, und Sabina dachte augenblicklich an den Geist ihres Vaters. Sie warf sich, voll Wehmuth und Liebe und nicht ohne leisen Schauer, an seinem Grabe nieder, und sprach zu ihm, als stünde er ihr nahe, kindliche Worte der Dankbarkeit aus tiefbewegtem Herzen. Hierauf nahm sie ihre Werkzeuge, um

fortzuarbeiten, wurde aber jetzt erst gewahr, daß das Art-
lich des Bildes sich bereits unter der unbekanntn Hand zu
einer ganz andern Form geneigt habe, als die ihr vorge-
schwebt war. Sie hatte nun nicht den Muth, den Meißel
an diesem Theile anzusetzen, und beschäftigte sich an
der Krone und den Gewändern.

Sabina bewohnte, mit ihrem Bruder, ein kleines, freund-
liches Gartenhaus vor der Stadt, an der Ill; den Mit-
tag brachte sie gewöhnlich bey einer Freundin zu, und so-
bald der Abend herabsank, eilte sie aus dem Gewühle und
Getümmel hinaus in die stillen Schatten ihres ländlichen
Aufenthalts. Es war ihr höchster Genuß, in der Däm-
mung zwischen den blühenden Sträuchen hin und her zu
wandeln, von niemanden gesehen, als von den Sternen des
Himmels. Im Frieden des Landes fühlte sie sich der Welt
des Unsichtbaren näher, und gewohnt, die Kunst als eine
Art Gottesdienst zu betrachten, konnte sie nichts ahnden
von der Schranke, welche die Gebilde der Menschenhand
von dem ewig jungen und rein aus sich erblühenden, Leben
der Natur für jene trennen, denen der hohe Sinn ver-
schlossen geliebet. Heute wandelte sie länger, als sonst,
unter den Bäumen des Gartens hin, und eine unerklärli-

Die Wehmuth hatte ihre Seele ergriffen. Sie setzte sich auf eine Bank, nahm ihre Harfe, und wollte versuchen, ihrem Herzen durch die Musik Sprache abzugewinnen, da vernahm sie, an der Gartenmauer, die Töne einer Zither. Es lag etwas wunderbar Rührendes in dem einfachen, kunstlosen Spiel, welches einem Liede zum Eingang diene. Eine sanfte männliche Stimme sang jetzt:

Frühling, Frühling, hältst mich hier,
Eine Blume such ich mir.

Will das Blümlein mir nicht blühen,
Muß ich mit den Schwalben ziehen.

Mayenlüftchen spielen lind,
Wie im Mutter Schooß das Kind.
Lüftchen, hört ihr meine Klagen?
Wollt ihr meine Botschaft tragen?

Bringt sie zu der Jungfrau hin
Dort im Garten still und grün,
Müßt sie aber ja nicht stören,
Wenn sie spricht mit Engelchören.

Über horcht sie, sanft bewegt,
 Wie der nahe Strom sich regt,
 O so mögt ihr leise flüstern,
 Welche Mächte mich umdüstern.

Viele Sternlein prangen dort,
 Jedes spricht ein tröstlich Wort,
 Wollen all dem Menschen dienen,
 Jedem ist sein Stern erschienen.

Doch den meinen seh ich nicht,
 Und er glüht im reinsten Licht.
 Will er meine Bahn nicht leiten?
 Soll ich ohne Führer schreiten?

Stern, o Stern, so klar und rein,
 Leuchte mir mit deinem Schein!
 Willst du dich zu mir nicht neigen,
 Muß ich zu den Schatten steigen.

Der Jungfrau kam es nicht in den Sinn, daß die Klage
 still trauernder Liebe ihr gegolten haben könnte. Sie dachte

vielmehr, der arme Sänger sey von seinem Leide herausgetrieben worden in die Stille der Nacht, um hier unbelauscht seinem Schmerz Worte zu geben. Sie fühlte sogar das reinste Mitleid gegen den Unbekannten, und wünschte herzlich, daß ihm sein Stern aufgehen und seinen Weg erleuchten möge.

Eine kleine Unpasslichkeit nöthigte sie, einige Tage zu Hause zu bleiben. Als sie aber am Morgen des vierten Tags wieder an ihre Arbeit gehen wollte, fand sie das Antlitz der himmlischen Jungfrau nicht nur beynahe vollendet, sondern entdeckte auch darin eine treue Nachbildung ihrer eignen, anmuthigen Züge. Es kam sie ein Grauen an, und ängstlich wendete sie das Auge nach dem Grab ihres Vaters. An den Sarkophag gelehnt stand ein schöner Jüngling, der Sabinen mit bescheidner Freundlichkeit grusste, und sich hierauf mit langsamen Schritten hinter der Bogenstellung verlor. Die edle Gestalt des Fremden, der milde Ernst in seinem Antlitz, und der reine, klare Blick seines Auges machten auf die Jungfrau einen Eindruck, dergleichen sie vorher nie empfunden. Mozlich kam ihr der Sänger in den Sinn, den sie Abends an ihrer Gartenmauer gehört, und eine seltsame Neugierlichkeit bemach-

tigte sich ihres Gemüths. In sich versunken stand sie da, als ihr Bruder mit einem fremden Manne auf sie zu kam. Sabina, sagte er, du siehst hier Meister Leonte, mit dem ich gestern Bekanntschaft gemacht. Er ist in der Kunst der Schilderey wohl erfahren, und sonst in manchen geheimnißvollen Dingen. So weiß er, unter andern, aus den Linien der Hand den Lebensgang eines Menschen zu deuten. Sabina warf einen schüchternen Blick auf den Fremden. Er war ein Mann von ohngefähr dreyßig Jahren, hochragend, wohlgestaltet, mit schwarzen, blißenden Augen, doch lag in seinen Zügen etwas Erstarrtes, welches die Jungfrau mit Grauen erfüllte. Erlaubt mir, schöne Jungfrau, euer Glück zu erkunden, sagte er, mehr gebietend als bittend, und wollte ihre Hand ergreifen. Sabina weigerte sich deß, und antwortete: wenn der liebe Gott etwas mit geheimer Schrift in unsre Hände geschrieben hätte, so würde der Mensch schwerlich den Schlüssel dazu finden mögen. Ich will die Zukunft erwarten und nicht erforschen. Aus Leonte's Augen brach ein Strahl des Unwillens hervor, und sein Mund schien sich etwas zu verziehen, aber im übrigen Antlitz blieb die todtenähnliche Erstarrung. Er betrachtete eine Weile das angefangene Bildwerk. Ihr

habt euch trefflich konterfeyt, schöne Jungfrau, sprach er, und drehte die Jungfrau so, daß er sie gemächlich mit dem Bilde vergleichen konnte. Ein Schauer durchlief sie bey der Berührung des Fremden, sie stand bewegungslos, und es kam ihr vor, als sey sie in zauberische Gewalt gefallen. Ja, ja, der Schönheit gebührt die Königskrone, fuhr er fort, und Lilien und Rosen streut sie über das Leben. Er redete hierauf noch mancherley von den herrlichen Tempeln und Pallästen im Orient, und rühmte besonders die Kunst der alten Griechen. Ich bin selbst ein Grieche, sagte er unter andern, aber darum nicht partheyisch für mein Volk. Allein es ist doch ein ganz verschiednes Gefühl, in einen heitern alten Göttertempel zu treten, und in einen düstern gothischen Dom. Dort werden Auge und Herz erfreut, das Leben erhält eine höhere Weihe, denn in jedem Bildwerke erscheint eine liebliche Blüte desselben in einer dichterischen Hülle. Die Götter selbst werden Mitgenossen des Menschen. Dagegen im Christenthume liegt ein schwerer Fluch auf dem schönen Lebensgarten — die schönsten Früchte bringen den Tod, und dem fröhlichsten Reigen tanzt ein Gerippe mit dem Leichentuche überm Schädel und der Sanduhr in der Hand, grimmig voran.

Ich habe dergleichen seltsame Vorstellungen selbst in vielen Kirchen des Abendlandes gefunden. Sie waren auf hängende Tücher gemahlt, und diese Tücher mit Todtenbeinen besetzt. Wenn nun der Wind die bewegliche Wand hin und her wehte, so entstand ein Geklapper, welches das glühendste Leben zur eiskalten Erstarrung bringen mußte.

Sabina wurde durch diese Rede höchlich bestürzt, und fragte mit leiser Stimme: Seyd ihr vielleicht ein Heide?

Wir sind Christen, erwiederte Leonte, lassen uns aber darum das Leben nicht abquälen durch düstern Mißglauben. Wundert euch darob nicht. Es hat mit solchen Dingen dieselbe Beschaffenheit, wie mit Blumen und Pflanzen; Bäume und Gras haben bey uns ein frischerees Grün, die Rose hat ein lieblicheres Roth und das Veilchen ein anmuthigeres Blau, als hier im Abendlande. Darum konnte auch das Christenthum bey uns nicht die traurige Gestalt annehmen, die es bey euch gewonnen. Wir verstrecken die Gräber unter wohlriechende Stauden, ihr aber baut schwarze Kammern, und thürmt darin Todtenbeine und Todtenschädel zierlich auf einander.

Leonte kam jetzt, mit einer leichten Wendung, auf den Münster zu sprechen, und setzte die Eigenheiten dieses herr-
Ir Jhg. 6

lichen Baues recht gründlich aus einander. Dadurch gewann er augenblicklich wieder das Wohlwollen des Meister Johannes, aber Sabina konnte sich demungeachtet der quälenden Schœu vor ihm nicht erwehren. Der nächste Tag war ein Feyertag; die beyden Geschwister hatten mit einigen Freundinnen einen Lustgang auf das Land verabredet, und Leonte wurde von Meister Johannes dazu eingeladen, was Sabinen nicht erfreulich war. Die kleine Gesellschaft gieng nach einem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Meierhose, und man wurde bald recht vertraut und fröhlich. Leonte war reich an lustigen Einfällen, und wußte viele anmuthige Geschichten mit eigenthümlicher Laune zu erzählen. Auch Sabina wurde zusehends heiter und unbesfangen, denn der Scherz schweifte nicht über die Grenze hinaus, welche Zucht und gute Sitte ihm angewiesen. Leonte zog ein Stückchen schwarzer Kreide aus der Tasche, und zeichnete die Gesichter der Frauen an die Wand, mit wenigen fecken, meisterhaften Strichen, aber alle recht kenntlich. Jedem Gesichte hatte er etwas Drolligtes gegeben, nur in Sabinens Augen und um ihren Mund erschien eine gewisse Lüsternheit und Begehrlichkeit. Die Jungfrau erz-

schreck, als sie ihr Bild aufmerkamer betrachtete, und ihr fröhlicher Muth war neuerdings verloren.

Meister Johannes brachte eine kleine Fahrt auf dem nahen Flusse in Vorschlag. Dies wurde einhellig angenommen, und die Frauen erboten sich, während der Wasserfahrt, einige Lieder zu singen. Als die Gesellschaft, ohngefähr nach einer Stunde, in die Meiercy zurückkehrte, war Leonte's Zeichnung von Sabinens Bild ausgelöscht, und eine andre an die Stelle derselben gesetzt. Das Antlitz der Jungfrau erschien so fromm und unschuldig, als wär es nie durch eine Ahndung des Bösen getrübt worden. Leonte war der erste, der die Veränderung bemerkte, und er fuhr zusammen, wie ein Mensch, vor dessen Augen unvermuthet eine furchtbare Erscheinung tritt. Sabina bemerkte es wohl, und ihr wurde noch unheimlicher ums Herz. Leonte gieng hinaus, und erkundigte sich bey der Meierin, ob jemand auf dem Hofe wohne, der sich mit der Mahlerkunst beschäftige? Die gute Frau war taub, und ertheilte ihm eine verkehrte Antwort, und ihre beiden Töchter, zwey Mägdelein von acht und zehn Jahren wurden ängstlich und verlegen bey dem Anblick des Fremden, der so verstört ausah, und waren nicht zur Rede zu bringen.

Die Sonne sank hinter die Berge, und die Gesellschaft verließ die Meierey, um wieder nach der Stadt zu gehen. Sabina blieb, nachdem die übrigen das Haus bereits verlassen hatten, noch einige Augenblicke in der Stube zurück, um ihr, wie durch ein Wunder dahin gezaubertes Bild mit Aufmerksamkeit zu betrachten; da öffnete sich eine Nebenthüre, und herein trat der schöne Jüngling, den sie im Münster am Grabe ihres Vaters gesehen hatte. Edle Jungfrau, sagte er bescheiden, es mag Euch vielleicht unziemlich dünken, daß ich ein Zwiesgespräch mit Euch suche, aber mir gebieten meine Pflicht und mein Herz, Euch zu warnen. Ihr seyd in schlimmer Gesellschaft. Ich kenne diesen Leonte, und es wird Euch viel frommen, ihn auch kennen zu lernen. Hier ist nicht Zeit und Ort zum längern Gespräche, wollt Ihr mir aber erlauben, Euch und Euern trefflichen Bruder in Eurem Garten zu besuchen?

Sabina willigte in das Begehren des Jünglings, ohne sich ihrer Worte recht bewußt zu seyn, denn sie befand sich in einem seltsamen Gemüthszustande. Auf dem Heimwege nahm sie keinen Theil an der Lust und dem Scherze der übrigen, sondern wandelte still, in sich vertieft, auf

einem Seitenpfade hin. Aber mit ihr gieng das Bild des fremden Jünglings, zu welchem sich ihr Herz neigte, wie zu einem lieben Bekannten, den man, nach langer Trennung, wieder sieht.

Bruno, so hieß der Jüngling, versäumte nicht, sich am Abend des andern Tages in dem Gartenhause einzufinden. Die beyden Geschwister empfingen ihn recht herzlich, und, nach einigen Gesprächen, theilte er ihnen über Leonte folgendes mit.

Ich muß, hub er an, des Zusammenhangs wegen, von mir selbst beginnen. Die freye Stadt Strasburg ist mein Heimathsort. Mein Vater war ein Kaufherr, der großen Verkehr mit einigen Handelshäusern in Mailand und Venedig hatte. Ich sollte mich früh in sein Geschäft einüben, und im zwölften Jahr meines Alters nahm er mich mit nach Italien. Die schönen Werke der Kunst, welche ich in diesem Lande zu sehen bekam, lehrten mich bald, wozu ich berufen sey. Ich sage dies keineswegs, als wollt' ich mir große Fähigkeiten beylegen, denn wie die Rebe sich um einen Stab ranken muß, so auch muß der Mensch mit seinen Kräften etwas erfassen, damit er ein selbstständiges, heitres Daseyn gewinne. Mein Vater erforschte mich ge-

nau, und da er wahrnahm, daß meine Neigung nicht aus einem flüchtigen Wohlgefallen an einer mir neuen Erscheinung hervorgegangen, sondern nur in mir geweckt worden sey durch den Anblick der herrlichen Bildwerke, fügte sich in meine Wünsche, und ließ mich in Mailand bey einem tüchtigen Meister zurück, der die Baukunst und die Bildhauerkunst, welche ohnedies in der nächsten Verwandtschaft stehen, mit schönem Erfolg ausübte. Ich blieb daselbst bis in mein achtzehntes Jahr, und während dieser Zeit hört' ich oft von diesem Leonte sprechen, als von einem Manne, den Gott mit reichen Gaben ausgestattet habe, der sie aber anwendete zu ruchlosen Dingen. Er machte meist nur unzüchtige Gegenstände, und selbst seine Vorstellungen aus der Bibel und Legende hatten nichts Frommes und Heiliges, sondern waren gemacht, die Sinnlichkeit zu erregen. Viele junge Künstler, die sich an ihn schlossen, sind durch ihn zu Grunde gerichtet worden, denn er verkehrte ihren Sinn, und zog sie ins wüste Leben hinein. Wer ihm einmal nahe kam, der war gefangen in seinem Neze, denn er übte gleichsam über die Menschen eine dämonische Macht, welcher sie nicht zu widerstehen vermochten. Am gefährlichsten wurde er den Frauen.

Er hielt sich keineswegs zu liederlichen Dirnen, sondern wußte die Gunst von Weibern und Jungfrauen zu gewinnen, deren Ruf bis dahin kein böser Hauch befleckt hatte. So schien er seine höchste Lust nur im Zerstoren des Trefflichsten zu finden, weswegen er auch von vielen nur der Teufel von Smyrna genannt wurde, denn Smyrna soll seine Geburtsstadt seyn. Es trug sich jezt eine sonderbare Geschichte mit ihm zu, welche ihn veranlaßte, Mailand schnell und heimlich zu verlassen. Unter seinen Bekannten war ein Glockengießer, Messer Carabotto mit Namen, der eine sehr schöne Frau hatte. Sie war aber nicht nur schön, sondern auch tugendhaft, und besaß viel Munterkeit und Entschlossenheit. Auf die anmuthige Vittoria hatte Leonte seine Augen und Anschläge längst gerichtet, allein Messer Carabotto merkte dies bald, und gestattete ihm nie den Zutritt in seine Wohnung, obgleich beyde an öffentlichen Orten manchmal zusammenkamen. Der Glockengießer liebte das Würfelspiel. Leonte suchte ihn immer tiefer in diese Neigung zu verstricken, und es gelang ihm wunderbar. Eines Abends zeigte sich das Glück dem armen Carabotto besonders unhold — er verlor an Leonte sein Geld, seine Ringe, und zuletzt seinen Mantel.

Mit verschränkten Armen und wilden Gebärden schritt Messer Carabotto jetzt in der Stube auf und ab — Leonte beobachtete ihn eine Weile, und rief ihm dann lachend zu: Noch einen Wurf, Freund Glockengießer! Es gilt eine Nacht bey deiner schönen Vittoria; verliere ich, so erhältst du alles zurück, was ich diesen Abend von dir gewonnen. — Carabotto wurde einige Augenblicke nachdenkend, ergriff hierauf mit dem Pächeln des Ingrimms die Würfel, und verlor abermal. Morgen Abend bist du mein Gast, sagte er zu Leonte, mit ziemlicher Fassung, und eilte nach Haus. Leonte fand sich zur gehörigen Stunde in der Wohnung des Glockengießers ein, der ihn bey Seite nahm, und ihm ins Ohr raunte: Sobald meine Frau schläft, werde ich dich in ihr Gemäch bringen. — Leonte mochte sich inniglich seines nahen Glückes freuen, und die holde Vittoria kam ihm heute sogar liebenswürdiger vor als sonst, auch erwies sie ihrem Gast große Höflichkeit, und schenkte ihm fleißig den Becher voll. Leonte trank mehr als gewöhnlich, und als die Glocke Mitternacht verkündigte, fiel er plötzlich in einen tiefen Schlaf. Carabotto hatte unter den Wein einen starken Schlastrank gemischt, und der starke Cyprier förderte schnell die Wirkung desselben. Er rief

alsbald einige seiner Arbeiter, welche bereits unterrichtet waren, und ließ den unsaubern Gast auf den Markt tragen, und dort auf eine Strohmatten niederlegen. Eine todte Raze wurde ihm in den Arm gegeben. So fanden ihn, bey Anbruch des Tags, die Leute, welche zur Frühmesse giengen. Erst gegen Mittag kam er wieder zu sich, und das drollige Begebniß verbreitete sich augenblicklich durch ganz Mailand. Leone schwur dem Glockengießer blutige Rache; allein da die Obrigkeit lange schon ein Auge auf ihn hatte, und er Gefahr witterte, machte er sich bey Nacht und Nebel davon.

Der sinnreiche Carabotto soll leben! rief Meister Johannes, indem er die Gläser klingen ließ. Sabina saß da, in tiefer Bewegung, denn so nahe waren die Zerrgestalten des Lasters noch nie an ihrem reinen Auge vorübergegangen. Bruno, der bemerkte, was in ihrer Seele vorgieng, nahm wieder das Wort und sagte: „Meine Erzählung ist allerdings nicht erfreulich, aber doch lehrreich. Auch zeigt ja die ganze Geschichte des Menschengeschlechts nichts anders, als den beständigen Kampf des Guten und Bösen, und wenn dieses den Sieg einmal in der Hand haben sollte, dann muß das Weltgericht erscheinen. Uebrigens

Kann das, was ich noch von Leonte zu erzählen habe, als trostreicher Beweis gelten, wie nichtig doch menschlicher Verstand und menschliche Klugheit sind, wenn sie in ein Bündniß mit der Sünde treten. So erzählt weiter! riefen Johannes und Sabina, und Bruno fuhr fort:

Als meine Lehrjahre vorüber waren, gieng ich nach Rom, und blieb in dieser Hauptstadt der christlichen Welt über zwey Jahre. Ich hörte dort bald den Namen Leonte nennen, und hatte jetzt auch Gelegenheit, ihn von Angesicht kennen zu lernen. Er schien mich zu bemerken und auszuzeichnen, allein ich vermied jede Annäherung, und zeigte ihm gegen über, eine Ruhe und Unbefangeneit, welche er nicht recht zu erklären vermochte. Das nämliche beobachteten gegen ihn zwey meiner Landsleute, mit denen ich zusammen wohnte und lebte, denn wir hatten verabredet, uns durch ein streng abgemessenes, gleichförmiges Betragen vor ihm sicher zu stellen. In der Folge hieß er uns auch gewöhnlich nur die deutschen Maulthiere, welche weder Pferde noch Esel seyen, aber recht tüchtig, um die schwersten Lasten zu schleppen. Es trug sich damals in Rom etwas gar Schreckliches zu. Eine Jungfrau, die eben so schön war, als tugendreich, lebte im Hause ihrer

Base. Das Mägdlein hatte viele Nachstellungen zu erleiden, allein obgleich arm, und sogar dürftig, wies die fromme Rosaura doch jede unehrbare Bewerbung mit Abscheu zurück. Einst verschwand sie plötzlich, niemand wußte, wie und wohin, und alle Nachforschungen der Obrigkeit blieben drey Tage hindurch fruchtlos. Endlich am vierten Morgen wurde ihr Leichnam, mit Wunden bedeckt, am Ufer der Tiber gefunden. Vermuthlich hatten ihn die Mörder in den Strom werfen wollen, und waren in der Ausführung ihres Vorhabens gestört worden. Es entstanden jetzt allerley Gerüchte, und ein großer Verdacht fiel auf Leonte und einen alten Sizilianer, der sich, wie allgemein geglaubt wurde, mit der Schwarzkunst abgab. Viele meinten, die verruchten Menschen hätten die Jungfrau bloß ihren schändlichen Lüsten geopfert; andre dagegen behaupteten, dem Sizilianer sey, zu einer seiner Beschwörungen, das Blut einer reinen Jungfrau nöthig gewesen; ein Paar Künstler aber geriethen auf den Gedanken, wozu Leonte selbst in seinem Gespräch Anlaß gab, der Bösewicht habe die Zuckungen eines in Todesqual arbeitenden, menschlichen Körpers recht mit Aufmerksamkeit und Absicht betrachten wollen, weil er eine sterbende Kleopatra auszuführen gedachte.

Der Vorgang erregte gewaltiges Aufsehen, und die Obrigkeit, welche nähere Anzeigen erhalten hatte, gab Befehl, Leonte und den Sizilianer bey'm Kopfe zu nehmen, allein beyde waren bey Nacht und Nebel verschwunden.

Dingefähr ein halbes Jahr nach diesem Begebnisse unternahm ich eine Reise nach Sizilien. Dort hielt ich mich lange in der Gegend des alten Syracus auf, wo noch herrliche Trümmer sind von den Kunstschätzen einer untergegangenen Welt. Eines Abends verirrte ich mich in ein wildes, aber anmuthiges Thal. Die Sonne gieng eben unter, und bald vernahm ich, aus geringer Entfernung, das Geläut einer Glocke. Ich konnte in der Fremde nie den Schall der Betglocke hören, ohne von einer Sehnsucht nach der Heimath ergriffen zu werden. Auch jetzt übermannte mich die Wehmuth, ich faltete meine Hände, und konnte doch nicht beten, denn vor mir stand meine Kindheit und das Haus meines Vaters. Ich mochte wohl eine Viertelstunde so dagesehen seyn, tief in mich versenkt, da erst gewahrte ich, ganz nahe bey mir, einen Mann, dessen Aufmerksamkeit ich erregt haben mußte; denn seine Augen waren fest auf mich gerichtet. Er redete mich jetzt an, und fragte nach meinem Vaterlande und meinem Treiben in

der Welt. Der Mann hatte ein edles Ansehn, und doch lag ein düst'rer Ernst in seinem Gesichte. Ich gab ihm ehrlich Bescheid von allem, was er wissen wollte. Er sagte, er sey der Marchese Rivaldi, und bot mir eine Nachtherberge an auf seinem Schlosse, was mir gar erwünscht kam, weil ich noch nicht wußte, wo ich die Nacht bleiben sollte. Wir giengen langsam den Weg durch das Thal hin, und mein Führer wurde gesprächig, doch merkte man ihm wohl an, daß er eine Bürde auf dem Herzen trage, denn bisweilen verlor er den Faden der Unterredung, und mußte sich sammeln. Uebrigens zeigte sich in seinem ganzen Wesen nichts, was Mißtrauen hätte erregen können. Als wir auf dem Schlosse anlangten, brannten bereits die Lichter. Der Marchese brachte mich selbst auf ein geräumiges Zimmer, welches mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen war. Er äußerte, daß sein Haus jedem wohlgefitzten Fremden offen stehe, besonders aber den Künstlern, deren er selbst immer einige beschäftige. Für heute, setzte er recht verbindlich hinzu, für heute werdet ihr gern der Ruhe pflegen, aber morgen hoffe ich, in eurem Umgange, einige heitere Stunden zu gewinnen. Mit diesen Worten verließ er mich, und gleich darauf brachte

war ein Bedienter mancherley Erfrischungen. Ich hatte
 indeß wenig Gflust, denn ich war müde und schläfrig, und
 wollte mich eben auf das Lager werfen, als ich Fußstritte
 vernahm, die von der Treppe am Ende des langen Gangs
 herzukommen schienen. Neugier trieb mich zur Thüre, die
 nur angelehnt war — ich streckte den Kopf hinaus, und
 erblickte Leonte, dem ein Diener mit einem Licht zur Seite
 gieng, und ihn in ein Gemach bey der Treppe brachte.
 Jetzt wurde mir seltsam zu Muthe. Kennt der Marchese
 diesen Menschen, so ist er ein Genosse seiner Schandtha-
 ten, und ich konnte nicht leicht in schlimmere Hände fal-
 len! Diese Betrachtung ängstigte mich fast die ganze Nacht
 hindurch; erst gegen Morgen fiel ich in einen kurzen
 Schlummer, aus welchem ich jedoch bey dem ersten Sonnen-
 strahl durch ein Geräusch geweckt wurde. Ich sprang auf,
 und machte mich auf alle Fälle gefaßt. Das Geräusch
 vermehrte sich — wildes Geschrey und Gelächter schallte
 durch einander — ich öffnete mein Zimmer, und sah, daß
 vor Leonte's Thüre mehrere Menschen versammelt waren,
 darunter auch der Marchese, der, als er mich erblickte,
 mir zurief: Kommt, kommt, hier ist ein seltsames Schau-
 spiel! Nicht ohne geheimes Zagen gieng ich näher — die

Thüre wurde geöffnet, und Welch ein Anblick! Leonte stand da, fast unbekleidet, die Haare schlangenartig um den Kopf, im rollenden Auge die Wuth eines Teufels, und auf den blauen Lippen das verzerrte Lächeln des Ingrimms. Auf dem Bette lag der Leichnam eines jungen Weibes, mit einem Stricke um den Hals. Mir gewann das Blut zu Eis.

Nun, wie ruht sich in den Armen der Erdrösselten? fragte der Marchese mit finstern Blick.

Leonte riß unter dem Kopfkissen einen Dolch hervor, und wollte sich auf den Marchese werfen, aber die Diener packten ihn fest, und rissen ihn zu Boden.

Bindet ihn auf den Leichnam der Verbrecherin, sagte der Marchese kalt, und tragt sie beyde hinaus auf die Heerstraße, und laßt sie dort liegen.

Die Befehle wurden augenblicklich vollzogen, und Leonte und die Erdrösselte mit Stricken an einander gebunden und fortgeschleppt. Leonte gab keinen Laut von sich, aber sein Angesicht sah nicht mehr aus, wie eines Menschen, sondern wie eines Gespenstes.

Der Marchese ersuchte mich, einen Gang im Garten mit ihm zu machen, und erzählte mir dort, was ich jetzt wieder erzählen will.

Leonte war ihm, durch einen Bekannten, als trefflicher Künstler empfohlen worden, und der Marchese hatte ihn aufs freundlichste aufgenommen. Leonte wußte sich auch bald in das Vertrauen des Marchese einzuwecheln, aber seine Gattin, eine schöne, kluge und ehrbare Frau, durchschaute den Ruchlosen schnell, doch hielt sie ihr Urtheil zurück, bis eine Erklärung unvermeidlich wurde. Leonte machte aber täglich seine bösen Absichten mehr und mehr offenbar, und wagte es sogar einst, als er zufällig mit der Marchese in einer Gartenlaube zusammentraf, von seiner Liebe zu sprechen, und seine Lippen auf ihre Hand zu drücken. Sie faßte sich schnell, denn sie war ein gar besonnenes, schlaues Weib, und versprach, unter dem Vorwand, sie könnten belauscht werden, einen nächtlichen Besuch in seinem Schlafgemach. Leonte gerieth außer sich vor Freude, die Marchese aber gab alsbald ihrem Manne treulichen Bericht von dem Vorgange. Der Marchese ließ heimlich, in Leontes Bett, den Leichnam einer jungen Verbrecherin legen, welche desselben Tags erdrosselt worden war, und, als er sich im Schlafgemach befand, die Thüre hinter ihm schließen.

Er verschwand jetzt aus Sizilien, und ich dachte nicht,

ihm je wieder auf meinem Lebenswege zu begegnen. Vor einigen Monaten kam ich in meine Vaterstadt zurück, und bezog ein Zimmer in der Meyerey meines Schwagers, denn in der Stadt selbst war es mir unheimlich, weil sich so vieles geändert hatte. Auf dem Land aber fand ich noch alles, wie ich es als Knabe gekannt, jeder Baum grünte noch an seiner Stelle, und jeder Strauch und jedes Bächlein erinnerten mich an die schöne Kinderzeit. Mein Wohnzimmer auf dem Gute stößt an die Stube, in welcher Ihr neulich mit Leonte beisammen waret, und nun könnt Ihr Euch leicht alles Räthselhafte erklären."

Die Zeichnung an der Wand? sagte Sabina hoch erröthend. —

Der Jüngling gerieth in sichtbare Verlegenheit. In diesem Augenblick wurde Johannes hinausgerufen, weil ein Arbeiter ihn sprechen wollte. Bruno sammelte sich, und hub mit leiser Stimme an:

Edele Jungfrau, vergebt mir, daß ich das Bild, welches mir so lebendig in der Seele steht, nun zum zweytenmale mit schwacher Hand nachzuformen versuchte.

Sabina erröthete noch mehr, denn sie dachte an ihr Marienbild.

Ir Thg.

7

Nach einigem Stillschweigen fieng der Jüngling wieder an, und sagte: Ich sah Euch zum erstenmale im Münster, aber Ihr waret so vertieft in Eure Arbeit, daß Ihr mich nicht bemerken konntet. Ohne Zweifel hätt' ich auch meine Blicke nicht sobald von Euch abwenden mögen, aber es näherten sich Fußtritte, ich schaute um, und sah Leonte, wie einen bösen Geist, scheu und düster, an den Pfeilern hinwandeln. Ein kalter Schauer durchlief mich, denn es kam mir vor, als habe sich Satan in das Paradies eingeschlichen, um den Samen des Verderbens zu streuen in die geweihte Erde.

Sabina war zu überrascht, um etwas Klares antworten zu können. Bruno bat sie um die Erlaubniß, sie und ihren Bruder bisweilen besuchen zu dürfen, und konnte sich nicht enthalten, die geheimen Wünsche seines Herzens schüchtern zu berühren.

Sabina versank in ein ernstes Nachdenken, dann schaute sie freundlich dem Jüngling ins Antlitz und sagte:

Es ist etwas Wunderbares in der Art und Weise, wie wir uns kennen lernten, und ich kann darin den Finger einer höhern Macht wahrnehmen. Ich habe den Sinn Eurer Rede wohl verstanden, und wenn Ihr uns ferner be-

suchen wollt, so muß zwischen uns ein reines und klares Verhältniß obwalten, damit es in uns selbst rein und klar bleibe. In einiger Zeit werden wir besser beurtheilen können, was Eines von uns dem Andern werth seyn mag. Auch will ich nicht bergen, daß ich ein Gelübde gethan, mich nicht zu verehlichen, bevor das Werk meines Vaters seine Vollendung erreicht hat, und das große Portal des Münsters feyerlich geöffnet wird.

Meister Johannes trat jetzt wieder herein, und Sabina sagte freundlich: Unser Gast hier wird dir etwas anvertrauen. Mit diesen Worten schlüpfte sie aus der Thüre.

Bruno erzählte, was zwischen ihm und Sabinen gesprochen worden, und Meister Johannes reichte dem Jünglinge die Hand. Wir sind von heute an Brüder, sagte er, und wollens bewähren in Rath und That. — Es war unterdessen Nacht worden, und Bruno kehrte nach der Stadt zurück. Als er kaum einige Schritte weit gegangen war, sah er eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, daher schleichen. Sie gieng auf das Gartenhaus zu, welches Sabina bewohnte, und Bruno glaubte, beyhm Sternenschimmer, Leonte zu erkennen. Er wars wirklich. An der Gar-

tenthüre nahm er eine Laute hervor, spielte und sang folgendes Lied:

Stillleben der Nacht,
Wenn die Lieb nur wacht,
Wenn die Lüftlein nippfen
An den Blumenlippen,
Hast du mir nichts Süßes gebracht?

Viel Stimmen thun kund
Den traulichen Bund,
Geflüster in Zweigen,
Die freundlich sich neigen
Zu heiliger, nächtllicher Stund.

Dort das Bild von Stein
Im Sternenschein
Möchte gern erwärmen
In brünstigen Armen,
Möchte haben Wonne und Pein.

Jetzt plötzlich sichs regt,
Der Busen ihm schlägt,
In heißem Verlangen
Den Geist zu umfassen,
Den ein spielendes Lüftchen zu ihm trägt.

Daher und dahin
Will es ewig mich ziehn,
Kann nichts mir erschlehn,
Muß düster vergehen,
Ach, Herz, mußt in dir selber verglühn.

In Bruno's Seele regte sich ein wilder Sturm. Er
stellte sich hinter einen Baum, und sang in ungefügiger,
ungebundener Weise, mit dumpfer, schauerlich klingender
Stimme:

Lang' such ich dich?
Laß mich erwärmen
In deinen Armen,
Komm, Komm, du kennst ja mich.

Hast mein Blut getrunken,
Will's wieder trinken,
Tief eingesunken
Sind meine Augen,
Will Leben saugen
Dir recht am Herzen,
Daß mir freundlich blinken
Die Augensterne,
Wie helle Kerzen.

Ich komm' aus der Ferne,
Im Todtenkleide,
Mit Lipp' und Wangen
So weiß, wie Kreide,
Mit wunden Füßen.
Sollst jetzt mich küssen,
Sollst mich umfassen,
Zum frischen Leben
Dein Blut mir geben.
Deine Brust, sie ist wohl heiß?
Kühl sie an meines Busens Eis.

Leonte hatte sich, bey'm Anfang des Liedes, an den Stamm eines nahen Ahorns gedrückt, um sich zu verbergen; aber er erkannte bald an dem Inhalte, daß hier jemand sey, der um seine furchtbaren Geheimnisse wisse, und eilte, mit gezücktem Dolch, auf den Ort zu, woher die Stimme kam. Bruno, der sich ohne Waffen fand, entschlüpfte durch das Gebüsch in einen Fischernachen, der am Ufer stand, ließ sich eine Strecke von der Ill abwärts treiben, und landete dort, auf der andern Seite. Leonte, der nirgends umher ein menschliches Wesen gewahr werden konnte, mochte doch Unheimliches fühlen; er kehrte mit eiligen Schritten nach der Stadt zurück. —

Bruno besuchte von nun an fast täglich die beyden Geschwister in ihrem Garten, und ihm und Sabinen wurde es bald gewiß, daß sie sich für diese und jene Welt angehörten. Nie sprachen sie von Liebe, und doch hatte eine unaussprechliche Liebe ihr ganzes Wesen durchdrungen. Mit kindlicher Vertraulichkeit durchwandelten sie, Hand in Hand, bey'm heitern Sternentlicht die Gänge des Gartens, und redeten über die Kunst und das Leben, wie beyde sich in ihren reinen Gemüthern spiegelten, oder Bruno nahm die Laute zur Hand, und Sabine begleitete das anmuthige

Spiel mit ihrer süßen Stimme. Meister Johannes war fast immer an ihrer Seite, und sagte oft: In euch erblickt mir eine schöne Zukunft! Lieb und Freundschaft und die Kunst dazu — was braucht es mehr, um ein Paradies zu haben, welches wir aber auch treu bewahren wollen. Bisweilen drang er scherzend in seine Schwester, die Frist zu ihrer Verbindung mit Bruno abzukürzen, allein sie beharrte standhaft auf ihrem Entschlusse, und versetzte auf solches Andringen gewöhnlich mit himmlischem Lächeln: Bin ich euch denn nicht fleißig genug an meiner Arbeit? Warten und Erwarten ist des Weibes Wahlspruch, und Bruno wird sich wohl gedulden müssen bis zur Weihe des Münsters.

Dieser Augenblick war jedoch nicht mehr fern; allein je näher der Tag kam, desto mehr fühlte sie eine Beklommenheit, welche sie nicht zu meistern vermochte. Doch verbarg sie ihre trüben Ahnungen vor dem Bruder und dem Geliebten, und suchte, wenn sie sich ohne Zeugen befand, Trost und Beruhigung im Gebet.

Das Portal des Münsters war nun auch vollendet, und auf den nächsten Sonntag sollte der erste Gottesdienst darin gefeyert werden. Es war jetzt Freytag; Meister

Johannes brachte die Nacht in der Stadt zu, wo er bey einem franken Freunde wachte, und Bruno ging Abends noch spät mit Sabinen im Garten auf und nieder. Sie redeten von dem nahen Feste, und die Jungfrau gedachte ihres verstorbenen Vaters. Ach, rief sie, warum mußte er diesen schönen Tag nicht erleben! es ist ja doch der schönste Lohn des Künstlers, sein Werk zu sehen, wenn es nun dasteht für mehr denn eine Zeit, und zum erstenmale zu tausend Augen und Herzen spricht!

Meynst du, fragte Bruno, meynst du, Sabine, dein Vater werde fehlen bey dem Feste? —

Aber ich werde ihn nicht sehen, antwortete sie, und legte weinend ihr schönlockigtes Haupt auf seine Schulter.

Unter allen Künstlern, hub Bruno an, um ihrer Schmerz von seinem Gegenstande abzulenken, unter allen Künstlern fiel doch dem Baumeister das herrlichste Loos. Sein Werk ist nicht für Wenige, sondern für Alle; seine großen, kühnen Massen und kunstreichen Formen wirken selbst auf die rohesten Gemüther, und wenn man aus dem Lärm der Menschen in die feyerliche Stille eines Tempels tritt, und die Sinnbilder einer höhern Welt umher erblickt, so muß man an Gott und Ewigkeit denken, und

die Hände mit Beknirschung falten, man mag wollen, oder nicht.

Sie sprachen noch Verschiedenes über diese und verwandte Dinge, als die Glocke der nächsten Kirche eifschlug. Bruno wollte jetzt nach Hause gehen, und Sabine begleitete ihn, wie gewöhnlich, bis zur Gartenthüre, wo eine alte Linde stand. Sie sagten sich eben gute Nacht, als man in den Nesten des Baums ein Rauschen vernahm. Sabine wurde ängstlich, und schmiegte sich fest an den Jüngling an. Sollte sich jemand hier oben verborgen haben? sagte dieser, und schaute spähend nach dem Baume; allein obgleich der Mond schien, und die Nacht sehr hell war, so ließ sich doch in dem dichten Geblättern nichts entdecken. Bruno wollte den Gärtner rufen, und eine Leiter herbeychaffen lassen, aber in diesem Augenblicke brach ein Ast, und ein Mann fiel herab, der eine Maske vor dem Gesicht hatte. Die Maske verschob sich aber bey dem Falle, und an der Gestalt sowohl als an den Bewegungen, welche der Mann ausstieß, erkannte man Leonte. Sabine stand eingewurzelt und sprachlos vor Schreck; Bruno aber, voll Menschlichkeit, bot dem ruchlosen Manne die Hand, um ihm aufzuhelfen, und fragte ihn, ob er

sehr zu Schaden gekommen. Leonte lachte gräßlich, zog einen Dolch hervor, und stieß gegen Bruno, der jedoch, mit starker Hand, den Arm des Bösewichts faßte, und ihm den Dolch zu entreißen suchte. Dies gelang ihm endlich, allein während des Ringens war, durch Zufall, Leontes Arm mit der Dolchspitze geritzt worden. Wüthend, mit fürchterlichem Gebrüll, sprang er auf, und wollte sich auf den Jüngling stürzen, aber Sabine, die bis jetzt fast leblos dagestanden, trat schnell zwischen beyde. Sprechen konnte sie nicht; schweigend hob sie die Rechte zum Himmel empor, und ihre Gestalt, die vom Monde beleuchtet wurde, hatte etwas Hohes und Ueberirdisches. Leonte schauderte zurück. Da oben ist doch Einer, und du bist sein Todesengel, schrie er dumpf in sich. Weh dir, daß Er ist, sprach Sabine leise aber feyerlich. Nun denn, sagte Leonte mit dem Laut der Erstarrung, nun denn, so führe mich zu ihm, und sage ihm mein Verbrechen. Sein Gericht ist schon über mir — mein Dolch ist vergiftet, er sollte Bruno treffen. —

Mit diesen Worten stürzte er aus dem Garten, und warf sich in den nahen Strom.

Jetzt erst wich von Sabinen all ihre Kraft; sie sank

in Bruno's Arme, und er hatte Mühe, sie in das Haus zu bringen. Sie fiel bald in einen ängstlichen Schlummer, und Bruno befahl dem Dienstmädchen, bey ihr zu wachen. Er selbst blieb die Nacht über in dem Garten, um, wenn Hülfe und Rath erfordert würden, bey der Hand zu seyn. Am folgenden Morgen schien sie sich erholt zu haben, und wohnte Tags darauf dem Feste im Münster bey. Doch mochte sie kaum das Ende des Gottesdienstes abwarten; sie wurde von einem heftigen Fieber befallen, und mußte sich in einer Sänfte nach ihrer Behausung bringen lassen. Die Krankheit wurde mit jeder Stunde bedenklicher — zwar gab der Arzt noch Hoffnung, aber sie versicherte fest und ruhig, der neunte Tag werde sie wieder mit ihrem Vater vereinigen.

Und so geschah es. Bruno brachte die meiste Zeit an ihrem Lager zu; er erhielt ihren letzten Händedruck und ihr letztes Lebewohl. Die Trauer um die Hingeschiedne war allgemein. Die Jungfrauen Strasburgs folgten ihrem Sarge und bestreuten ihn mit Blumen, als er in dem Münster niedergesetzt wurde. Sie hatte gewünscht, neben ihrem Vater begraben zu werden, und man ehrte und befolgte ihren Willen. Der Schmerz ihres Bruders war

groß, doch ließ er sich nicht mit dem Schmerz Brunos vergleichen. Dieser entsagte der Welt und ihren Freuden, und ging in ein Kloster. Oft sah man ihn am Grabe der Geliebten beten, und nach wenigen Jahren, am Todestage Sabinens, rief ihr Geist ihn ab in die Wohnungen des Friedens.

Aloys Schreiber.

Die Muse an M. S.

Als sie, beim Durchblättern einer Liebersammlung im Reisewagen, den eleganten Umschlag zerrissen hatte.

Wie konntest du, mit zarter Hand,

Mir solche Wunden schlagen?

Mein schönes neues Festgewand

Ich kanns nun nicht mehr tragen.

Viel süße Rührung gab ich dir,

Und ach, du lohntest so dafür!

Du bist so gut, so fern von Reid,
Ich les' in deinen Blicken,
Drum wirst du auch mein Rosakleid
Geziemend wieder flicken.
Zum Lorbeer, der das Haar umflücht,
Seht die zerriffne Schürze nicht.

Und kann ich vor den Leuten mich
Erst wieder sehen lassen,
Dann will ich, süßes Mädchen, dich
In goldne Reime fassen,
Und jeden Schritt in deinem Leben
Soll heitre Poesie umschweben.

Schreiber.

Der Pilger.

Bacharach, am 26. Nov. 1817.

Der Abend war so kindlich heiter,
So düster liegt der Morgen da,
Und ziehen muß der Pilger weiter,

Nichts bleibt ihm fern, nichts bleibt ihm nah!
Hat er auch Herrliches gesehen,
Stets muß er einsam weiter gehen.

Doch wandelt ihm ein Bild zur Seite,
Er kannt' es in der Kindheit schon;
Es giebt ihm schweigend das Geleite,
Und meint er auch, es sey entflohn,
So schwebt es freundlich lächelnd wieder
Von Waldesbergen zu ihm nieder.

Er hofft, ein Plätzchen soll sich zeigen,
Wo grünen darf sein Wanderstab;
Da sieht er auf zum Himmel steigen
Das Bild, das ihn so treu umgab!
Und weiter mag er nicht mehr wallen,
Des Lebens Schleyer ist gefallen.

Schreiber.

Sachsenzeiten. *)
König Conrad der Franke,
Jahr 919.

„Was Frankenvolk! was Sachsenvolk!
Was gilt das mir im deutschen Reiche,
Wenn ich von meinem Stuhle steige,
Ob wieder hält die deutsche Kron
Ein Sachsenheld, ein Frankensohn!“

„Was gilts dem Panzer, ernst und kalt,
Aus welchem Erz er ist gegossen,
Und was dem Pfeil, wer ihn geschossen,
Und was dem Schwerdt des Mannes Faust,
Wenns nur wie Sturmwind niedersauft!“

*) So nennt der Verfasser einen Cyclus von Gedichten der Erinnerung an sein Vaterland. Das hier mitgetheilte ist das Erste der zweyten Zeit: Die Sächsischen Kaiser betitelt.

„Wenn mich das deutsche Heldenvolk
Zum König einst hat auserlesen,
Und mir stets hold und treu gewesen,
Wie hätt ich dessen Lob und Ehr,
Wenn königlich mein Sinn nicht wär!“

„Wenn nicht in meiner tiefen Brust
Des Reiches Flor und Morgenblüthe
Mir einzig Sinn und Herz durchglühete
Und abgewendet hielt den Sinn
Von jeglich eitelem Gewinn!“

„Und weil nun das so inniglich
Gedrungen mir in Mark und Leben,
So möcht ich wohl dem Reiche geben
Der König, ich, der deutsche Mann,
Was ihm alleinig dienen kann.“

„Daß nehmlich All in Allen Eins,
Daß von der Elbe milden Lüften
Bis zu der Alpen Kräutertriften
Und zu des Ungars Grenze Bann
Das ganze Volk Ein Held, Ein Mann!“

Ir Thg.

8

„So königlich ist aufgesproßt
Der Frankenstamm an meinem Throne,
Der lange trug die deutsche Krone
Mit Ehren auch und Ruhm und Preis,
Weil Gott war mit dem schwachen Reis.“

„Daß wohl des Reiches zweytes Aug,
Des Sachsenstammes dunkle Eiche,
Erzürnen könnt' im deutschen Reiche,
Daß sie nur immer unterthan
Die Felsenstirn dem Frankenmann!“

„Das aber that das Volk mir nicht
Und zog getrost mit meinem Stamme,
Die schöne milde Gottesflamme!
Und schlug und sah nicht um sich her,
Als wenn nur Lohn im Himmel wär.“

„Und Heinrich zog dem Volk voran,
Der Edelste vom edeln Volke
Der Herzog, wie die Wetterwolke
Nun donnernd in die Forsten bricht
Nun säuselt in des Mondes Licht.“

„Der Heinrich, jenes Ottos Sohn,
Der schon in meines Sommers Tagen,
Die Königskrone sollte tragen
Und sie verschmäht, der hohe Greis,
Und mir, dem jüngern, ließ den Preis.“

„Das hat erfüllt nun meinen Sinn
Das Löwenherz im frommen Lämme
Die schöne milde Gottesflamme!
Das Bündel Speer' im schwachen Bard'
Das Heldevolk in meiner Hand.“

„Und lassen kann ich beßres nicht
Zu meines Sinnes Erb und Proben,
Als daß ich den, der mich erhoben,
Nun wieder höb' auf meinen Thron
Zu seiner Demuth Gottes Lohn.“

„Und Sachsenstamm auch ärndte nun,
Was er so stark mit mir errungen,
Die Glorie, die mich umschlungen,
Der Deutschen Herrschaft Ehrenwein,
Und herrlich zieh als König ein.“

„Und wenn die Beyde Eins mit Gott
Im Süden meine Heldenlande,
Und dort das Volk am Elbestrande
Sie Eins mit Panzer, Helm und Schwerdt —
Wer ist, der noch den Kampf begehrt!?“

„Wer ist, der noch herein die Hand
Ausstreckt' in unsre grünen Felder,
In unsre Berg' und Eichenwälder
Und in der Kammern stille Zucht,
Deß trüg er wahrlich schlechte Frucht!“

„Drum du mein Bruderlieb und Held!
Mein Eberhard an meinem Throne,
Bestellt zum Bruder mir und Sohne,
Mein Stab und Panzer und Geschosß,
Weil Gott versagt des Sohnes Sproß.“

„Drum du mein Bruderlieb und Held!
Der meine Lust und meine Schmerzen
Wie seine trägt im großen Herzen,
Und keiner Gier je unterthan,
Sann was er will, der deutsche Mann.“

„Drum du! mein Bruderlieb und Held!

Nimm meiner Krone schöne Zierde,
Den Scepter nimm, den gut ich führte,
Und meines Apfels Herrlichkeit,
Und meines Stuhles Ehrenkleid!“

„Und trag es selbst dem Herzog hin,
Dem Heinrich hin, dem Ottos Jünger,
Dem nimmer müßen Herdenzwinger,
Und biet ihm das mit Huld und Kuß,
Weil ich nun doch bald scheiden muß!“

„Und sag ihm, daß es Conrad ist,
Der alte Mann im deutschen Lande,
Der seinen guten Bruder sandte,
Und steigen will vom Stuhl herab,
Und reichen dir den Herrscherstab.“

„Damit der Krone Gloria
Auch deutschen Norden schön bestrahle,
Und er dir so die Treue zahle,
Und deinem Volke wild und gut
Um seinen Thron die fromme Huth;“

„Und wenn die Flamme mir verlöscht,
Ein Phönix steig aus meiner Flamme,
Ein Heldensohn aus deutschem Stamme,
Und herrlich steh auf meinem Grab,
Wie ich als Mann gestanden hab.“

„Das sprich, mein Bruderlieb und Held!
Mein Eberhard, zum Ottos Jünger,
Zum nimmer müden Heidenzwingler,
Zum Heinrich fern im deutschen Nord,
Das sey des alten Königs Wort!“

„Und nun noch Eins, an meine Brust,
Du lieber Bruder, Seel und Habe,
Ich ruhe bald in meinem Grabe;
Doch ruh ich gern, doch ruh ich weich,
Mein Segen ist mit meinem Reich!“

„Und Eberhard nach Norden zog,
Zu Heinrich lenkend seine Schritte,
Daß er vollbringe Conrads Bitte,
Und stand von hohem Sinn geschwellt,
Ein Bote Gottes vor dem Held.“

Und thät ihm reichen mit der Hand
Der güldnen Krone schöne Zierde,
Den Scepter, den der Conrad führte,
Und seines Apfels Herrlichkeit,
Und seines Stuhles Ehrenkleid.

Und sagt ihm: daß es Conrad wär,
Der alte Mann im deutschen Lande,
Der Eberhard den Bruder sandte,
Und steigen will vom Stuhl herab,
Und reichen ihm den Herrscherstab.

Damit der Krone Gloria

Auch deutschen Norden schön bestrahle,
Und Conrad Heinrichs Treue zahle,
Und seinen Sachsen wild und gut,
Um seinen Thron die fromme Huth.

Und Heinrich riß den Heldenarm
Um Eberhard, den hohen Franken,
So standen sonder Wort und Wanken
Die Beyd' umschlungen Geisternah,
Wie Feuerströme lange da.

Und als sie ließen ab vom Kuß
Und keines Kuge mehr war trocken,
Erklangen fromm des Domes Glocken
Zum Hochamt feyernd am Altar,
Weil Conrad schon gestorben war.

Friedrich Kuhn.

Der Werkmeister und die Bildlein.

Da misch ich's nun und theil es aus,
Und muß mich viel bekümmern,
Da unten für das Erdenhaus
Die Bilder gut zu zimmern.
Was hilft mir auch der gute Thon,
Und Meißel, Form und Scheibe,
Wenn ich es nicht von Anfang schon
Mit meinem Feuer treibe!

Die Form ist gut und die Gestalt
Nicht übel ausgedacht,
Und in der Brust das Herzlein bald
Ins Leben eingesponnen.
Der Füße leichter Ebenbau,
Steht fest und doch auch zierlich,
Und Brust und Haupt und Arm genau
Gemessen und natürlich.

Doch liegt das Auge noch so hohl,
Und will nicht glühn und leben,
Die Zunge nicht, ich seh es wohl,
Von Wort und Seele heben.
Die Hand, sie will an's Morgenlicht
Nicht sehnsuchtsvoll sich drängen,
Es will des Werkes Segen nicht
An ihre Pforten hängen.

Da miß ich's denn und sinn' es wohl,

Was ich so nöthig brauche,

Daß ich das Auge, kalt und hohl,

In schönen Schimmer tauche.

Die Zunge mit dem Liebeston

Der Ewigen verkläre,

Und Flammen in die Hand dem Sohn

Und in die Brust gewähre.

Der Aether, der auch mich gesäugt,

Muß auch sich brauchen lassen,

Doch kann die Scherbe, kalt und feucht,

Viel Strahlen wohl nicht fassen.

Die Sonne steht ihr besser an,

Drum mag sie auf sie schießen,

So wird doch wohl der Erdenmann

Zum Leben auf sich schließen.

Doch daß nicht alles Einerley,
 Mir aus der Werkstatt laufe,
 Nicht Einer wie der Andre sey,
 Die ich mit Feuer taufe,
 So muß ich hier am Kessel wohl
 Mir jeden recht bedenken,
 Wie viel ich, wenn es passen soll,
 Vom Feuer ihm kann schenken.

Du guter Freund! Dir wird es schwer
 Dich zu mir herzutragen,
 Die Wunschetruthe hin und her
 Will fast mir gar nicht schlagen.
 Da halt' am Thone, halt dich fest,
 Aus dem du bist genommen,
 Wie man das Lämplein brennen läßt,
 Weil's einmal angeglommen.

Und dort im Haus ist auch zu thun
Für dich nach deiner Weise,
Was dich nicht kummert, laß du ruhn
Und bleib in deinem Gleise,
Und wenn die Andern viel sich drehn
Und wunderlich geberden,
Bleib du bey deiner Arbeit stehn,
Sie wird auch fertig werden.

Du zweiter Bruder Erdenmann!
Kömmst anders schon gegangen,
Siehst mich mit wilden Augen an,
Als müßtest nur empfangen.
Nun Troß und Zorn und wilden Muth
Braucht man wohl auch auf Erden,
Drum sollst für dein versprochenes Blut,
Drum sollst du satt auch werden.

Doch daß sich nicht der Naserey
Das Menschlein ganz ergebe,
So misch ich einen Funken bey,
Der stark sein Herz durchbebe,
Und ihm das feste, stolze Recht
In goldnen Schriften zeige,
Daß nur ein Mann und nicht ein Knecht
Auszieh in meinem Reiche.

Und du, mein Dritter! preßt und drückt
Dich schon des Lebens Schatten,
Bist wohl zu zart schon abgeplückt
So zeitig zu ermatten!
Drum trink aus meinem Becher stark
In voller Lippe Zügen,
Das wird zu deines Herzens Mark
Dir Kraft und Stärke fügen!

Wohl mag ich Fleiß und Innigkeit,
Wohl mag ich treue Hände,
Daß sich der Bau in aller Zeit
Nach meinem Riß vollende;
Drum tritt als wackerer Meister hin,
Die Massen zu bezwingen,
Dem deiner Sorge tiefem Sinn
Muß alles Werk gelingen.

Noch hab' ich in der Schaafe hier
Mehr Flammen auszuspenden,
Doch konnt' ich's gut und nach Gebühr
Noch immer nicht verwenden;
Ein voller Zug, in voller Kraft,
Wie aus der Götter Kelchen!
Will keiner solchen Himmelsaft,
Um auch wie sie zu schmelzen?

Und sieh! es tritt ein Knabe her,
Kann wenig nur beginnen;
Doch seine Sehnsucht gilt ihm mehr,
Als was sie All gewinnen,
Mit Augen trüb' und Augen klar
Blickt er nach fernen Höhen,
Aus welchen Bilder wunderbar
Zum Knaben niederwehen.

Die Füße wund, die Hände matt!
Was willst du armer Knabe?
Trink dich aus meinem Becher satt,
Nimm hin, was ich noch habe!
Der Knabe trinkt, den Busen schwellt
Unendliches Verlangen,
Und eine neue Gotteswelt
Ist nun ihm aufgegangen.

Er sendet aus die Worte fein ,
Die Allen es verkünden ,
Wie herrlich sich des Lebens Schein
Im Hause könnt entzünden.
Er sendet Flammen , Flammen aus ,
Streut Blumen auf die Schwelle ,
Und goldne Freuden ziehn ins Haus
Auf goldner Sonnenwelle.

Die Arbeit läßt die Hände ruhn ,
Die Brust ist nicht beklommen ,
Der Kummer hat nichts mehr zu thun ,
Denn andre Stunden kommen.
Der Knabe steht im Haus so still ,
Im Auge Lust und Thränen ,
Er weiß nur , was die Thräne will
Und seiner Flügel Dehnen.

Er greift ins goldne Morgenlicht
Die Bilder aufzustellen,
Läßt Worte, wie sonst Keiner spricht,
Von trunkner Lippe schwellen,
Läßt Töne mild und voll und zart
Nach allen Himmeln wehen,
Und füllt die niedre Gegenwart
Mit heiligen Ideen.

Die Andern sehen's still und stumm,
Ob sie's auch nicht erfassen,
Und lächeln dann und drehn sich um
Und ziehen still von dannen.
Der Knabe sinnt und sieht es nicht,
Daß Alle fort sich wandten,
Und strömet aus das goldne Licht,
Bis keins mehr ist vorhanden.

Friedrich Kuhn.

D a s S c h i c k s a l.

Verhüllt — wie die sternlose schaurige Nacht
Sind dem Menschen die künftigen Stunden,
Und wenn ihm gleich heute das Glück auch lacht,
Bis morgen ist's wieder verschwunden.
In das Glück greift eilig das Schicksal ein,
Und will der Meister des Lebens seyn.

Wie sie wogt, die vom Glücke geschwellte Brust,
Wie das Auge begeistert entglühet,
Wie sich drängen Gefühle voll wonniger Lust,
Wie dem Busen Freude entblühet;
Doch stürmisch und kalt wie der wilde Nord
Kömmt das Schicksal und reißt mit sich alles fort.

Der Rose glühendes Roth erbleicht,
Kein Thau mehr kann sie erfrischen;
Die Freude noch einmal die Hand uns reicht,
Da tritt das Schicksal dazwischen,
Und schauernd erfasst's uns in Riesengestalt
Wir folgen erstarrend der Göttergewalt.

Des Schicksals Winken die Erde sich neigt,
Und mit ihr, was sie belebet;
In Staub vor ihnen das Ird'sche sich beugt;
So sehr es auch widerstrebet,
Behorsam folgt es; — der düstere Blick
Schweift traurig vorüber an früherem Glück.

Doch Schranken hat sicher des Schicksals Macht,
Nicht alles wird ihm zum Raube,
Und aus seiner finsternen Sturmesnacht
Erhebt sich leuchtend der Glaube,
Und mit ihm entstrahlen in himmlischem Schein
Die Hoffnung, die Liebe in heiligem Verein.

Ja! wem die drey Dinge im Herzen stehn,
Der Muth wird ihm niemals entsinken;
Wenn Glück auch und Freude zu Grabe gehn,
Sieht er drey Sterne noch blinken,
Und hoch gestellt über des Schicksals Schlag
Ist er umflossen von sonnigem Tag.

Lieut. Dittenberger.

Das Thaler cabinet.

„Du guter, alter Vater,“ weinte der zehnjährige Felix, als er mit mehrern seiner Mitschüler vom Begräbniß des Cantors an der Stadtschule zurückkam, „nun sehn wir dich nicht mehr im schwarzen Käppchen vor dem Positive sitzen, und uns freundlich zuwinken, wenn wir recht hell und rein intonirt hatten! Du guter, lieber, todter Vater!“ Heißer strömten die Thränen über des reizbaren Knaben blühende Wangen. „Ich bin doch recht froh, daß der alte Klapperbein todt ist,“ meinte Gottlieb Pfeiffer, ein häßlich gestalteter, herzloser Junge, von den übrigen spottend Pfeifferlieb genannt, „ich bin recht froh, daß er todt ist, nun brauche ich nicht mehr den ganzen Tag die dummen Noten anzusehn, und nun wird mich die Muhme wohl mit der fatalen Musik zufrieden lassen.“

„Was willst du denn thun?“ fragte Felix.

„Ein Kaufmann will ich werden, wie mein Vater war, und mich alle Tage vor mein Thaler cabinet setzen, und das von früh bis Abend ansehen!“

„Pfui, mit deinen schmutzigen, alten Thalern,“ entgegnete der feurige Felix, „nein, ich bleibe bey der Musik!“

„Und hungerst und kummerst, und singst in der Kälte vor den Häusern, denn du bist ein armes Thier!“

„Schimpf nicht, du häßlicher Pfeifferlieb! Arm bin

ich, das ist wahr, aber das ist keine Schande!" Und damit lief er fort.

„Ja, ja,“ brummte Pfeifferlieb, „aber ich bin reich, und das ist auch kein Fehler!“

Die beyden Knaben waren von dem nun verstorbenen Cantor in der Musik unterrichtet worden. Felix, aus Barmherzigkeit, denn seine blutarme Mutter dankte Gott, daß der Cantor den Kleinen wegen seiner schönen Stimme ins Singschor genommen hatte. Pfeifferlieb, auf Befehl der Muhme, bey der er nach des reichen Vaters Tode erzogen wurde, und die ein schöner Geist war. Aber zu nichts in der Welt hatte der widerwärtige Junge weniger Anlage, als zum Tonkünstler, zu dem ihn die Muhme bestimmte: Troß Bitten, troß Schlägen, hatte der Cantor nicht vermocht, die halben und ganzen Schläge sammt der Noteneintheilung ihm in den Kopf zu bringen, und gegen die Kenntniß der vier Schlüssel war und blieb sein Innerstes hartnäckig verschlossen. Dagegen rechnete er überaus fertig, und seine größte Glückseligkeit war, vor dem kleinen Thalercabinete, das ihm der Vater hinterlassen und zu dem er jedes Geldstück, dessen er habhaft ward, hinzulegte, stumm wie eine Pilsäule zu sitzen. Gierig starckte er dann den kleinen Schatz an, und Geiz und Habsucht sprühten unverkennbar aus den schielenden graugelben Augen!

Des alten Cantors Nachfolger war ein eben so alter,

aber keineswegs so ruhiger Mann. Leidenschaftlich liebte er seine Kunst, die er in Italien studirt hatte, und leidenschaftlich, heftig war sein ganzes Wesen. Dem Bernehmen nach war er bloß dieser jähzornigen Gemüthsart halber von der Direction berühmter Orchester abgegangen, denen er vorgestanden, und hier wollte er einmal ein Singechor nach seiner Weise bilden. Zu dem Ende versammelte er, als er sein Amt angetreten, die sämmtlichen Sängler, unter denen sich treffliche Subjecte befanden. Nun hielt er ihnen eine Vorlesung über die geheimnißvolle Drey, die im Himmel sowohl als auf Erden die erste Stelle einnehme. „Der harmonische Dreyklang,“ setzte er von wunderbarem Feuer ergriffen hinzu, „dieses reinste aller harmonischen Verhältnisse, wo Terz, Quint und Octave, jeder für sich ein tönender, selbstständiger Gott, dennoch sich im Dreyklange vereinigen, und so, der Person nach drey, dem Wesen nach eins sind, der ist das wahre Abbild der göttlichen Dreyeinigkeit. Versteht Ihr mich Buben?“

Der ganze Chor nickte einstimmig „Ja,“ obgleich keiner ein Wort verstanden hatte. „Sopran, Alt, Tenor, Baß,“ fuhr der Cantor eifrig fort, „sind nichtsagende Benennungen; jeder phantasievolle Musiker vertauscht sie mit Bezeichnungen, die ihm seine Individualität eingiebt. Ich nenne die Bässe Donnerwetter, Alt und Tenor, beyde an Melodiefähigkeit und innerer Göttlichkeit tief unterm Sopran stehend, die beyden Schächer. Nun sollte ich frey-

sich," setzte er heimlich hinzu, „dem reinen, Klanghellen Sopran, der über der Harmonie schwebt wie der Geist Gottes über den Gewässern, dem sollte ich wohl den schönsten, himmlischsten Namen geben, Elohim ihn nennen, Adonai, Raphael, oder dergleichen, nicht wahr?" Die Discantisten lächelten beifällig. „Aber nein," brüllte der Cantor, grimmig die Augen aufreißend und mit den Zähnen klappernd wie ein Verdammter, „nein, nein, nein, ich nenne ihn Schlangenbrut, und ich weiß was ich thue!" Nach diesen zornig herausgestoßenen Worten lief er schweigend einige Augenblicke auf und nieder, als ob er sich zu sammeln suche. „Ans Werk!" rief er jetzt, und nun begann eine äußerst scharfe Prüfung der Stimmen. Als sie beendigt war, ohne daß man ein Wort Lob oder Tadel vernommen, ließ er die Sängern in eine Reihe treten, und gieng nun an der Front auf und nieder, indem er diejenigen, die er zu Solosängern bestimmte, mit dem Zeigefinger vor die Stirn stieß und zurück zu treten zwang. So bildete sich hinter der ersten Linie ein zweytes musikalisches Treffen, in welches die Bässe, Tenore, Alt und Soprane, je nachdem der Cantor „Donnerwetter, rechter, linker Schächer," oder „Schlangenbrut" rief, einrückten. Die Probe war zu Ende. „In dem ganzen Chöre," sagte er jetzt sehr ernst, „habe ich nur ein radikales Böse, eine natürliche Dissonanz, eine widrige Septime gefunden, die als ächter Erbfeind des Reinen und Guten, nie mit ihm

consonirend erscheinen kann. Die musikalischen Dissonanzen verstehen wir zu behandeln und zum Uebertritt in den Wohlklang zu zwingen, aber die lebendigen, die ohne Stimme gebornen, stoßen wir als wahre Satansengel aus den musikalischen Himmeln aus. Fort Satan!" er packte Pfeifferlieb bey den Schultern, „fort, hinaus!" Der Junge lief heulend die Treppe hinunter. „Aus einander!" rief der Cantor den übrigen zu, und im Nu war die harmonische Versammlung aufgelöst und die vereinzelt Elemente flogen nach widersprechenden Richtungen die Straße hinab.

Es konnte nicht fehlen, daß am selbigen Abend die ganze Stadt wußte, der neue Cantor sey toll, den kleinen Felix habe er Schlangenbrut, Pfeifferlieb Satan und den Accord die Dreyfaltigkeit genannt. Diese Namen erregten Aufsehn; Pfeifferliebs Ruhme, die ihren Lieblingeplan mit einem Schlage zertrümmert sah, steckte sich hinter die Frauen einiger Rathsmänner, die Frauen lagen den Männern in den Ohren, und so ward auf dem gewöhnlichen Wege, der Schulinspektion aufgetragen, die Sache zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten.

Als dem Cantor eine Rechtfertigung abverlangt wurde, hat er sich aus, sich in Gegenwart seiner Schüler verantworten zu dürfen, und lud den Schulinspector ein, der nächsten Singestunde beizuwohnen, auf die er indeß seine Untergebenen gehörig einübte, und auch Pfeiffern ausdrück-

lich bestellte. Der Tag erschien. Der Chor war beisammen. Der Schulinspector, ein gutmüthig = gravitätischer Mann mit weißer ziegenhärner Perücke und ledernem Schaubaas, trat ein, räusperte sich verlegen und hob mit weinerlicher Stimme an: „Bielgeehrter Herr Cantor, sintonmalen es“ er stockte, „alldieweilen es verlauten will, daß Dieselben (der Cantor sah lächelnd an den Boden, das Ohr gegen die Sänger gerichtet) weilen es also verlauten will, daß Dieselben sich beygehen lassen, denen unterhabenden Singeknaben und respective Sängern, allerley Beynamen zuzulegen, welche theils sinnlos „Quid sum miser tunc dicturus?“*)“ fielen unisono mit donnerähnlichem Forte alle zwölf Bassisten im D moll auf des Cantors Zeichen dem Schulmann in die Rede, der wie vom Schläge getroffen unbeweglich da stand.

„Sehen Sie, Verehrtester,“ lächelte der Cantor, sich vergnügt die Hände reibend, „nicht ganz so sinnlos!“

Der Schulinspector schüttelte den Kopf und fuhr in der abgebrochenen Periode fort, „theils gotteslästerlich“

„Deus qui laeticas juventutem meam!**)“

*) aus dem Requiem: „Was soll ich Armer denn sagen? zc. zc.“

**) Herr, der du meine Jugend erfreuest zc., aus dem Mess = Introitus.

ertönte im klaren Dreyklang A dur ein Canto fermo von Sopran, Alt und Tenor.

„Herr!“ fuhr der Inspector auf, „haben Sie mich zum Narren?“

„Uns Himmelswillen,“ besänftigte der Cantor, „ereisfern Sie sich nicht; es gehört ja alles zu meiner Rechtfertigung. Ich bitte daher, fahren Sie fort. Sie hatten gesagt, meine Beynamen seyen theils sinnlos, theils gotteslästerlich“

„theils solche,“ ergänzte der Inspector, „welche unverbienten Spott enthalten.“

„Beatus vir qui timet dominum, *)“ sangen zwey silberreine Sopran = und eine Altstimme, aber nun trat der herbeygewinkte Pfeifferlieb mit seiner falschen, unreinen, kreischenden Stimme herzu, die lieblichen Melodien entstellend. Die Sänger verloren Ton und Stimmung, die Andern hielten sich die Ohren zu, der Cantor sprang wie unsinnig in der Stube herum, und der Schulmann wußte nicht, was er sagen sollte.

„Sehen Sie, verehrtester Herr,“ hob der ganz gefasste Cantor an, „daß meine Beynamen weder sinnlos, noch gotteslästerlich, noch unverbient spottend sind. Denn habe ich Unrecht, wenn ich meine prächtigen Bässe dem Don-

*) Glücklicher der Mann, der den Herrn fürchtet u, aus den Psalmen.

ner vergleiche, oder wenn ich einen harmonischen Dreiklang von silberreinen Stimmen angegeben, dem reinsten, eng verbundensten gegenüberstelle, was es im Himmel giebt, der Dreyeinigkeit??"

„Aber eben diese Benennungen,“ seufzte der Inspector.

„Erlauben Sie mir zu reden,“ unterbrach ihn jener, „Sie hörten, wie diese drey das zärtliche, ewig heitre A dur silberrein angaben, Sie vernahmen aber auch, wie Pfeifferlieb dort mit seiner lasterhaften Stimme dazwischen trat, die weißen Schwanenflügel des Tones besudelnd, dieser ist's, den ich Satan nenne, Ahriman, das böse Prinzip, oder wie Sie sonst wollen. Als lächter Teufel duldet er keine Eintracht, keine Reinheit, kein Licht. Mit dämonischer Verworfenheit beschmilt er, was er nicht zu erreichen vermag. Appage Satan, hebe dich weg böser Feind!“ Und der Versucher floh in eiligen Schritten aus der Schulstube hinaus. Ohne sich stören zu lassen, fuhr der Cantor in seiner Erklärung fort: „Ich bin Ihnen nun noch die Ursache anzugeben schuldig, warum ich diesen lieblichen Knaben hier, mit den feurigen schwarzen Augen, der mich so unbegreiflich anzieht, Schlangenbrut nenne. Komm her Felix!“ Mit diesen Worten trat er ans Positiv, ganz leis und gehalten die süßesten Klänge berührend, wozu der Knabe Metastasio's schöne Worte: „Alme incante etc.“ sang.

„Nun mich dünkt,“ sagte der Schulinspector verwun-

bert, „des Knaben Stimme laute über alle Maßen angenehm!“ Sie urtheilen trefflich, Hochansehnlicher! Nicht wahr, er lockt Ihnen Wehmuthsthränen in die Augen, er stiehlt Ihnen unvermerkt“ der Schulinspector griff nach seinen Taschen, „das Herz aus dem Leibe; er erweicht Ihre festesten Entschließungen, er zwingt Sie zu lächeln, wenn Sie weinen möchten, er lullt Sie ein,“ des Cantors Stimme ward merklich zitternder, „Sie trauen ihm, Sie geben Ihre Seele an diese Stimme, Ihr geheimster Gedanke ist sein Eigenthum, da plötzlich stößt er Ihnen den Dolch ins Herz, Sie bluten, Sie stöhnen, doch er flieht, lächelt Ihres Schmerzes, und singt ein anderes Opfer mit seinen Klängen ein. O dämonische Gewalt solcher Stimmen, o Schlangen = gleiches Umstricken, Umwinden, um desto sicherer zu tödten!“ Der Cantor hielt mit schmerzerstickter Stimme die Hand vor die Augen und mehr als eine Thräne drängte sich durch die Finger.

Der Schulinspector wünschte seinen Auftrag und den Cantor, den er für wahnsinnig hielt, nach Utopien. Allein schnell gesammelt sagte der Letztere mit sarkastischem Lächeln, „aber dergleichen Reden sind tolle Fragen, welche eine preiswürdige Commission auf Rechnung beschwerlicher Congestionen nach dem Kopfe setzen wird, womit wir Künstler nur zu sehr geplagt sind. Inzwischen bin ich überzeugt, Ew. Wohlgeboren sehen alles ein, begreifen alles.“

„Ja, ja,“ fiel der Inspector ihm ins Wort, „ich bezweife wohl, daß keine böse Absicht bey Dero Sonderbarkeiten obwaltet, und empfehle mich bestens.“ Damit machte er sich eiligst davon.

Seine Relation war kurz und gut: „der Cantor sey erzhypochondrisch, und habe dabey, wie alle Künstler, einen Sparren zu viel. Wenn ihm seine, wahrscheinlich trüben, Jugendschicksale einsallen, so schnappe es mit ihm über, und er gebe den Stimmen sonderbare Namen, wobey es jedoch auf nichts Urges gegen Staat, gute Sitten, noch Religion abgesehen sey. Uebrigens prosperire das Gesangschor zusehends unter dessen Leitung, absonderlich seyen die Bassänger trefflich wohl abgerichtet zc.“

Der hochweise Rath nahm für bekannt an, daß alle Künstler Narren, mehr oder weniger unschädliche, wären, und es hatte dabey sein Bewenden. Pfeifferlieben, der durchaus nicht wieder ins Stor wollte, gab die Muhme nolens volens zu einem Kaufmann in die Lehre, und alles versank in die hergebrachte Ruhe. Nicht minder fuhr auch der Cantor in seiner eigenthümlichen Weise fort, und die Sänger wurden so gewohnt, sich bey jenen sonderbaren Benennungen rufen zu hören, daß keiner mehr daran Anstoß nahm; ja das Ablegen der bürgerlichen Namen in der Chorhalle gab sogar einen mystischen Reiz, der die Aufmerksamkeit erregte.

Felix war indessen in die Jahre gekommen, wo die

Stimme mutirt. Mit Schreck erfuhr er an sich den in Praxi gar nicht unbekanntem Fall, daß ein trefflicher Sän-ger in dieser Epoche die Stimme auf einige Zeit ganz verliert. Der arme Anabe wußte das nicht, und kam da-her mit thränenden Augen zum Cantor gelaufen, den er wie gewöhnlich studierend vor einer Partitur sitzen fand, aber anstatt daß er sonst ganz in sich versunken die Noten anstarrte, ruhte sein Blick heut mit besonderm Ausdrücke auf einem kleinen weiblichen Portrait, das er am Halse trug und eben hervorgezogen hatte. Er verbarg es so schnell, daß Felix nicht Zeit hatte, sich die Züge desselben einzuprägen. Er klagte dem Cantor seine Noth, und un-terwarf sich jeder Strafe, wobey er indeß hoch und theuer versicherte, daß er keine Schuld an dem Unglück habe. Wie war er verwundert, als ihm der Cantor freundlich die Wangen streichelte, und ihn gutes Muthes seyn hieß. Er erklärte ihm nun das Wunder, gebot ihm nicht mehr zu singen, und gab ihm Hoffnung, in ein paar Jahren werde die Stimme schon wiederkommen. „Aber freylich mußt du nun aus der Schule gehen und aus dem Chore treten!“

Felix wurde blaß. „Wie denn?“ frug er ängstlich. „Ja freylich!“ entgegnete der Cantor. „Sieh nur, du warst bisher Rathsdiscantist, nun hast du aber deinen Discant verloren, folglich bist du dem Rathe nichts mehr nuß und folglich giebt er dir keinen Unterhalt mehr.“

„Ach guter Gott!“ weinte Felix, „wo soll ich denn nun Brod hernehmen?“

„Nun du hast ja deine Mutter!“

„Meine Mutter? die lebt ja eben von den paar Thälern, die ich armer Junge verdiene. Sie ist krank und nicht im Stande etwas zu erwerben; dazu spricht sie nur gebrochen Deutsch und könnte nicht einmal aufs Betteln fortkommen. Die paar Groschen, die sie vom Rathe erhält...“

„Wie,“ fiel der Cantor lebhaft ein, „sie kann nicht Deutsch, nun wo ist sie denn her?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Felix. „Nur soviel bezinne ich mich, daß sie, als wir vor langer Zeit hieher zogen, nicht so arm war. Bisweilen kam damals ein großer, schöner Mann, Nachts, ver mummt in unser Haus, der sprach mit der Mutter in einer fremden Sprache, dann küßte er sie, dann nahm er mich auf den Arm und schenkte mir Zuckerwerk.“ Der Cantor war während dieser Rede aufgesprungen, seine Kniee zitterten, seine Brust hob sich krampfhaft, mit der linken Hand umklammerte er den Stuhl. „Junge,“ schrie er außer sich, „lieber Felix! Schlangenbrut, Herzensjunge, Hölle riegel! wie nannte der Mann deine Mutter? Um Gotteswillen sag, wie nannte er sie, wie sie ihn? hast du es vielleicht behalten?“ „D ja,“ sagte Felix erschrocken, „er nannte sie Septimia, sie ihn Rodolpho!“

„Himmel und Hölle, Tod und Teufel, Donner und Wetter!“ schrie der Cantor, indem seine Rechte in Felixens schwarze Locken fuhr, „ja, ja, sie ist's, du bist's, er ist's, du, du bist ihr, bist sein Sohn! O Wuth, o Wonne!“ Damit faßte er den armen Jungen und schlug unbarmherzig auf ihn los. Mitunter küßte er ihn ungestüm, dann prügelte er aufs neue, und rief dazwischen: „liebster, bester, verfluchter Junge, nimm's nicht übel, ich weiß wohl, 'sist ein Irrthum, du bist unschuldig, aber ich kann eben nicht anders!“

Felix hielt gelassen still. Als sich des Cantors Liebe und Zorn gelegt hatten, frug ihn der Knabe, ob er ihm nicht etwas für seine Mutter schenken wolle? Das trieb wieder Thränen und Flammen in des Alten Gesicht, aber er bezwang sich; „hier,“ sagte er, Felixen eine Handvoll Geld reichend, „hier, gib das deiner Mutter, als hättest du es erworben. Aber wehe dir (er machte eine gräßliche Miene), wenn du ihr je ein Wort von dem erzählst, was zwischen uns vorgefallen ist. Diesen Dolch (er riß ihn schnell hervor) der sei in deine Brust verfehlt, stoße ich dir ins falsche Herz. Täglich kömmt du nun zu mir. Ich will dich Composition lehren. Mag dann deine Stimme wiederlehren oder nicht, du bist ein geborgener Mann. Fort jetzt, aber vorher schwöre mir, daß kein Wort je über deine Lippen gleite!“

Felix schwur zitternd, und flog dann seine Mutter zu erquicken.

In den herrlichen Jahren einer fast überkräftigen Jünglingsnatur war der Cantor nach Italien gewandert, um Musik zu studieren, die nun einmal Angelstein seines Lebens war und blieb. Wenig kümmerte es ihn, daß er keinen Kreuzer in der Tasche hatte, als er sein Vaterland verließ, um nach Welschland zu pilgern, das, so lehrte ihn die Landkarte, hinter den blauen Bergen liegen mußte, die den äußersten Horizont seiner Vaterstadt begrenzten. Wie nah oder fern hinter diesen, das konnte für den lebensfrohen Jüngling kein Gegenstand der Betrachtung seyn, der, wie schon gesagt, keinen Kreuzer Geld und nur ein Stückchen Weißbrod in der Tasche hatte. Aber war er denn nicht gesund, jung und stark? stach denn nicht neben den zwey Hemden in seiner Jagdtasche auch die sehr gute Geige von Jakobus Stainer, die er trefflich zu behandeln wußte und die ihm ein Vornehmer einst geschenkt, als er bey dessen Hochzeit eine Fantasie von Tartini vom Blatte wie ein Meister gespielt? und vor allem, war er denn nicht so brav und fromm, daß er auf Gottes unmittelbaren Beystand rechnen durfte? „Anton,“ hatte sein Vater, Johannes Lebzelter, Stadtmusikus in Grünau unter lautem Lachen gesagt, als er ihn in die Fremde schickte, „ich habe nichts, und du hast nichts, Summa wir haben alle beyde nichts; und wenn

Ir Thg. 10

einer eine Reise thun soll, so ist's ein schlimmer Anfang mit wenig im Magen, und nichts im Beutel. Aber das Ding hat dennoch seine gute Seite, wie alles in der Welt; erstlich marschirt man viel leichter, und zweytens ist man vor Räubern sicher. Endlich aber ist's auch gar nicht gesagt, daß du immer alle beyde leer haben solltest, was auch auf die Länge, zumal mit dem Magen, seine ganz eigene Ungemächlichkeit mit sich führt. Du hast ausgelernt und bist ein kapitaler Seiger geworden, dazu ein braver Kerl. Der liebe Gott müßte ja gar keinen Menschenverstand haben, wenn er nicht auf einen bedacht seyn wollte, der so spielt und so betet wie du! Manche große Herrschaft ließe sich viel Geld kosten, so einen Menschen zu bekommen. Da Er nun aber unendlich vornehmer und klüger ist, als alle Herrschaften der Erde, unsern hochweisen Rath nicht ausgeschlossen, der mir, seinem Stadtpfeifer, jährlich nur drey Thaler, eine Speckseite und einen Scheffel Haselnüsse ausgesetzt, als ob ich eine Nase oder ein Eichhörnchen wäre. Da Er nun also bey weitem gescheuter ist, so wird Er auch bey dir ein Einssehen haben. Und nun geh in Gottes Namen; meinen und deiner seligen Mutter Segen geb ich dir gleich jetzt im Voraus, damit er dir keinen Platz im Ranzen wegnimmt. Vielleicht siehst du mich wieder, vielleicht auch nicht. Mag seyn, daß ich auf meine Lebenemühle in der letzten Zeit zu viel Wein aufgeschüttet, mag seyn auch, daß mir die trocknen

Jahre vorher Schaden gethan, die ich hier ausstehen mußte, ehe der brave Weinbergbesitzer Herzog, mich lieb gewann und mir umsonst einschenkte, laß dich dieß nicht anfechten! Wenn du aber einmal über kurz oder lang, selber aus der Haut und gen Himmel fährst, und die himmlischen Heerschaaren musiziren hörst, da frag nur den ersten besten Herrn Engel, der dir begegnet, nach dem Grünauer Stadtpfeifer. Der führt dich ins himmlische Orchester zu den Waldhorn's, dort steh ich als Primarius, denn der Junge mit seinen goldnen Haaren, rothen Pausbacken und bunten Flügeln muß runter von der Bank, wenn ich komme. Das weißt du, auf'm Horne da nehm ichs mit unserm Herrgott auf! Na die gute Seele deiner Mutter, die wartet gewiß schon oben auf mich mit einer großen silbernen Schleifkane 83ger Himmelswein! Gute Liese! Ich werd's nicht mehr lange machen; die Stürze ist defect, der Krummbogen zusammengequetscht, das Mundstück ausgebrochen, wo will da der Lebenston herkommen? Geh Anton, geh ins Himmels Namen.

Anton gieng halb lachend, halb weinend über den Bazar, der, die Brust voll Wasser, so heiter seyn konnte. Unterwegs spielte er vor allen Thüren, in Schenken und auf Schlössern, und er hat erzählt, daß er in den erstern wegen seines schönen Tanzspielens, in den letztern wegen seiner rothen Backen, oft recht reichlich beschenkt worden sey. So hatte er sich bald an die Gränze des ersehnten

Landes gebettet. „Stehst du mal,“ hatte der Vater gesagt, „Welschland gegenüber, so geh auf einen Berg, wo du hinuntersehen kannst in die goldnen Maisfelder, in die Zitronenbüsche und Olivenwälder, zwischen den Oleander- und Jasminhecken durch, die blauen und rothen, güldnen und purpurnen Traubengeländer entlang, und dann sieh hinunter nach den schwarzäugigen Winzerinnen, wie sie die Beeren ablesen, und dazwischen trink fleißig aus deiner Kanne, denn Wein mußt du natürlich mithaben, sonst siehst du nichts, und wenn dir dann das Herz so recht übergeht, so danke Gott mit einem Seufzer für alle die Herrlichkeit, die er den Menschen bescheert, küsse die Erde, auf der du sitzt, trink deine Kanne aus, Klappe den Deckel zu und dann leg dich hin aufs Ohr und schlafe. Du kannst eben in solchen Augenblicken nichts bessers thun; dann wirst du herrliche Träume haben!“ Diese Worte hatte sich Anton fleißig wiederholt, als er durch die tiefen Gebirgsthäler des südlichen Tyrols wanderte. Vor der herrlichen Gemüthlichkeit der dortigen Menschen gieng ihm das Herz auf, so wie ihnen vor des Jünglings Geigenspiel. Morgen sollte er nach Italien hinüber! Da begab er sich Tags zuvor auf eine Bergwand, deren Fuß ein Stück ins irdische Paradies hinein lief, eine große Korbf flasche feurig süßen Tyrolerweins unterm Arm. Der Mittag war glühend heiß, bunte Schmetterlinge flatterten im hellen Sonnenscheine von Deutschland nach Italien hinüber mit frem-

den Blumen buhlend ; Blumengedüfte und Vögelgezwitscher schwamm aus einem Lande ins andre. Ueber Anton lag der heiße blaue Himmel, unter ihm blühendes Land ; fröhliche Menschen tummelten sich, reizende Winzerinnen, deren bunte Nieder kaum die Jugendfülle fassen konnten, tanzten unter Weinlaubgehängen. Anton sah, erschauerte, betete, dachte seines Vaters, trank, trank wieder, trank noch einmal und sank endlich, die leere Korbflasche unter dem Haupte, schlummernd ins hohe duftende Gras.

„Wer muß der wunderschöne junge Mensch seyn?“ sagte eine milde Frauenstimme neben ihm, als er nach einigen Stunden erwachte. Ueberrascht sprang er vom Boden auf. Die ältliche Dame gab sich als eine süddeutsche Fürstin zu erkennen, die ihrer Gesundheit wegen nach den warmen Bädern Italiens reise, und durch das liebliche Wetter zu einem Spaziergang aus dem Städtchen gelockt worden sey. Anton war nicht zurückhaltend, weder mit seinen Verhältnissen noch mit dem Zweck seiner Reise, und nach einer Viertelstunde war es ausgemacht, daß er die Fürstin begleiten, von ihr Besoldung und Unterhalt genießen sollte, wofür er sie, so oft sie es verlange, durch sein Violinspiel zu erfreuen gehalten sey. Wer war froher als Anton. Im Gefolge der Fürstin durchstrich er Italien mehreremal in verschiedenen Richtungen, bis sie sich endlich in Rom niederließ, wo sie ihren Sohn den Erbprinzen erwartete, der sie nach Deutschland zurückführen sollte. An-

ton benutzte diesen Aufenthalt, der sich von einem halben Jahre zum andern verzog, und studierte eifrig unter den besten Meistern die Composition, worin ihn seine Gönnerin huldvoll unterstützte. Er lebte hier die herrlichsten Jahre seines Lebens, durch Liebe und Kunst verschönert. *Septimia Filippi*, Sängerin an einem der ersten Theater, konnte dem Zauber seiner Töne nicht widerstehen, sein feines Benehmen, seine herrliche Gestalt beschleunigten seinen Sieg. Sie ergab sich ihm in glühender Schwärmerey. Die Fürstin feyerte die Verbindung mit der gewohnten Großmuth. Da kam unerwartet die Nachricht, ihr Gemahl liege schwer krank danieder, und sehne sich nach ihrer Rückkehr. Eilig reiste sie, Anton und *Septimia* mit ihr, dem Vaterlande zu. Der Himmel ließ sie den Fürsten lebend, ja auf dem Wege der Besserung finden. Die tröstlichen Hoffnungen, die sich täglich beruhigender zeigten, endlich des Kranken völlige Genesung, erlaubten ihr, ihres Schüglings zu gedenken. Der Fürst stellte ihn als Kapellmeister an, und ein Leben voll Glück an *Septimians* Seite und voll schöner künstlerischer Wirksamkeit, gieng vor *Antons* Augen auf. Aber auch in diesem Paradiese sollte die Schlange nicht fehlen. Der Erbprinz kehrte von Reisen zurück, sah *Septimien*, und faßte für sie die glühendste Leidenschaft. Eine von Anton für seiner Gattin silberne Stimme komponirte Canzone *Metastasio's*, die mit den Worten anfieng: „*Alme incante etc.*“ ward

Dolmetscherin von des Fürsten Empfindungen. Septimia, unglücklich im kältern Deutschland sich um ein Hauwezen kümmern zu müssen, während sie in Italien eitel und sorglos von einem Feste zum andern schwebte, dabey sich vernachlässigt glaubend von Anton, der nur für seine Kunst zu leben schien, ließ sich von Leichtsin, Eitelkeit, heißem Blut bethören. Der Prinz siegte, und war längst ihr begünstigter Freund, ehe Anton etwas ahnete. Sein Erwachen war fürchterlich. Er überraschte die Liebenden. Verächtlich schleuderte er die Knieende von sich, den Prinzen traf sein Dolch, glücklicherweise nicht zum Tode. Die Fürstin konnte es nicht hindern, daß ihr Günstling in Fesseln gelegt ward. Nur kurz sollte die Verhaftung seyn, allein Anton's Beschützerin starb plötzlich, und er blieb vergeschlossen mehrere Jahre im Gefängniß, wo er ziemlich rauh behandelt wurde. Als er endlich wieder die Freyheit erlangte, hatte der Gram seinen hellen Geist getrübt. Ohne wahnsinnig zu seyn, gab es Perioden, in denen er wie bewusstlos umhergieng und das tollste Zeug sprach. Seine fixen Ideen waren musikalischer Natur. Er nannte sich eine Dissonanz, die keine Auflösung finden könne, und bat jeden, dem er Rede abgewinnen konnte, ihm doch zu Erlangung einer Consonanz behülflich zu seyn, in die er übergehen könne. Seinen Aufenthalt in Italien, die Gnade der Fürstin und seine Kunst nannte er den harmonischen Dreyklang seines Lebens; plötzlich sey aber eine unpräpa-

rirte Septime, (er meynte Septimien) dazwischen gefahren,
 und nun sey es aus mit ihm. Alles, was wie Sieben
 oder Septime lautete, versetzte ihn in Wuth, und die bloße
 Erwähnung des Siebengestirns konnte eine Ueberwallung
 veranlassen. Er sank, anfangs gefürchtet, endlich verlacht
 und vermieden, zur Dürftigkeit herab, und mußte wieder
 zur Geige seine Zuflucht nehmen. Als endlich mit dem
 herannahenden Alter Herz und Blut kühler wurden, ver-
 lieh ihm der Himmel seine ungetrübte Geisteskraft wieder.
 Aber eine Menge Sonderbarkeiten blieben dennoch, gleich
 unauflöblichen Räthseln für diejenigen, die seine frühere
 Geschichte nicht kannten, in sein ganzes Wesen verwebt.
 Leicht hätte er eine Anstellung als Capellmeister an einem
 Theater finden können, allein er wollte es nicht mehr mit
 der Welt, die ihm so hart mitgespielt, sondern lediglich
 mit der Kirche zu thun haben. Deshalb suchte er eine
 Anstellung als Cantor. Nach einigen Versuchen, die ihm
 nicht behagt hatten, fand er, was er wünschte, in Felixens
 Geburtsorte, nicht ahnend, daß seine Gattin, die sonst so
 hochgefeyerte Septimia, hier im tiefsten Elend, von ihrem
 fürstlichen Freunde anfangs reichlich unterstützt und sogar
 besucht, seit dessen vor mehreren Jahren erfolgtem Regie-
 rungsantritt aber vergessen lebte. Die leichtsinnige Italie-
 nerin, des Wirthschaftens ungewohnt, hatte von den rei-
 chen Gaben des Geliebten nicht einmal einen Sparpfennig
 für ihr Alter zurückgelegt, und war dem Magistrate zur

Versorgung anheim gefallen. Der Cantor, obgleich er ihr, so oft er es vermochte, durch Felix Geld schickte, konnte es dennoch nicht über sich gewinnen, die Person wieder zu sich zu nehmen, deren Treulosigkeit alles Unglück seines ganzen nachherigen Lebens über ihn gebracht hatte. Erst als sie in eine Krankheit verfiel, die ihre letzte ward, versöhnte er sich mit der Sterbenden, die wenig Stunden darauf die Welt verließ. Felixens ganze Erbschaft bestand in einem wenig bedeutenden Ringe und einem Beutelchen mit alten Kupfermünzen, die seine Mutter in Italien geschenkt bekommen, und deren Werth ihm erst durch des Cantors Erklärung bekannt worden war. Er zog nun ganz zu diesem, und studirte die Composition mit größtem Fleiße. Freylich enthielt dieser Unterricht manches Sonderbare, manche, plötzlich wie aus dem geheimsten Dunkel der Seele hervorbrechende, Mittheilung, wenn irgend ein melodischer Gang den Alten an das berühmte „Alme incante etc.“ erinnerte; manche an Härte gränzende Hefigkeit, wenn Felixen in seinen Ausarbeitungen des strengen Stils irgend einmal eine unvorbereitete Dissonanz entschlüpfte. Der Jüngling, eben so lehrbegierig als reizbar und leidenschaftlich, nahm sowohl die trefflichen Lehren, als die leichte Entzündbarkeit des Lehrers, gleich schnell in sich auf. Er hatte nun seine Studien vollendet, die Stimme war zurückgekehrt, und er durfte hoffen, sowohl durch seinen schönen Tenor, als durch seine gründli-

chen Kenntnisse in der Composition eine vortheilhafte Anstellung zu erlangen. Der Cantor schrieb deshalb an einige Freunde, die er noch im Auslande hatte, und zum Herbst sollte Felix seinen ersten Ausflug auf ein großes Theater wagen.

Eines Tages schickte eine fremde Herrschaft, die im vornehmsten Gasthose wohnte, auf die Schule, und ließ sich acht der vorzüglichsten Sänger zu einer musikalischen Unterhaltung auf einen Nachmittag ausbitten. Obgleich längst aus dem Chöre getreten, gieng Felix aus Neugierde dennoch mit hin. Eine unbeschreiblich reizende Blondine empfing die Sänger, und bat sie mit süßklingender Stimme in einem Nebenzimmer zu verweilen, bis ihre Tante mit ihrem Geschäftsmann gesprochen haben würde. „Weißt du denn Felix,“ frug ihn einer seiner Kameraden, „wer der Geschäftsmann ist? Pfeifferlieb!“

„Du träumst,“ erwiederte Felix, „wie käme der hieher. Der sitzt ja schon seit etlichen Jahren in Hamburg und scharrt Geld zusammen!“ „Ich sage dir, er sitzt da drinn; und eben fällt mir ein, daß er von seiner Ruhme den Gasthof geerbt hat. Nun wird sich's der schäbige Filtz als Herr vom Hause recht angenehm machen, und sich am Ende wohl noch gar die schöne Emilie ausbitten!“

„Emilie? Woher weißt du denn ihren Namen schon?“

„Ja, wenn du nicht so in die großen blauen Augen

versunken gewesen wärest, so hättest du's wohl auch hören müssen, daß sie der Bediente so rief!"

„Emilie Pfeifferlieb,“ sagte Felix kopfschüttelnd vor sich hin, und blieb träumend am Fenster stehen.

Man hat sie herein zu treten. Felix, als der Älteste, schritt voran. Aber er hatte nur eben das Zimmer geöffnet, als er versteinert zwischen Thür und Angel stehen blieb, auf dem Sopha neben Emilien saß — Pfeiffertlieb. Nur ein kleiner Discantist schlüpfte neben Felixen vorbei, der ganze musikalische Nachtrab von Alten, Tenoren und Bässen blieb hinter dem halbgeöffneten Thürflügel, an welchen er, höchst schwermüthigen Blickes, das Haupt lehnte. Kopfschüttelnd trat er heraus, machte hinter sich zu, und warf sich tief seufzend auf einen Stuhl, indes die andern Sänger, die ihn unpaß glaubten, besorgt um ihn herstanden.

Der kleine schwarze Mann hatte inzwischen den Damen verkündigt, er sey der Discantist, den man verlangt habe.

„Recht schön,“ lächelte Emilie, „aber ist's denn nicht ausgerichtet worden, daß Madame Fink um achtstimmige Besetzung gebeten?“

„D ja,“ antwortete der Schwarze, „das ist ausgerichtet worden!“

„Nun, und?“

„Nun da sind wir auch alle acht gekommen.“

„Gleichwohl seh' ich nur Sie, wo bleiben denn die an-

bern sieben?“ frug Emilie. „Draußen,“ erwiederte der Discant, indem er, ohne die Blicke von einem großen Kuchen zu verwenden, der auf dem Tische stand, mit der Hand nach der Thür zurück winkte, „vor der Thür.“

Die Damen lachten laut.

„Unser erster Tenorist,“ hub der Kleine wieder an, „hatte gewiß schon den großen Kuchen gesehen, und da wollte er uns zurück drängen, denn er kann die Soprane nicht leiden, wie sein Pflegerater der Cantor. Aber ich huschte doch daneben weg, und nun bin ich da!“ Dazu strich er mit der Zunge über die frischrothen Lippen, als verspräche er stillschweigend seinen Mann bey dem großen Kuchen zu stehen.

„Geh doch einmal hinaus Brigitta,“ sagte Mad. Fink, als man sich vom Lachen erholt hatte, zu ihrer Tochter, „und frage wie das zusammenhängt? Und du Emilie, schneide dem Kleinen ein Stück Kuchen ab!“

Der Discant ließ es sich wohlschmecken, als Brigitta vor der Thür die ganze Harmonie versammelt fand, die so eben in corpore ihr entgegen kam.

„Verzeihen Sie,“ entschuldigte der Bassist, „ein Mißverständnis, das unser Kleiner, etwas täppischer Sopran da drinn wohl kaum erklärt haben wird!“

„Wir riethen auf etwas ähnliches,“ sagte Brigitta verbindlich, „belieben Sie nur einzutreten.“

Mad. Fink lehnte alle Entschuldigungen ab, und bat

die Herrn, nachdem sie sich erst erquickt hatten, Sebast. Bachs schöne achtstimmige Motette in B dur „Singet dem Herrn,“ vorzutragen. Felix stellte sich so, daß er Zeit hatte, den verhassten Pfeifferlieb recht genau zu betrachten. Er war auf das allereleganteste im Geschmack eines jungen Engländers gekleidet, und klimperte laut mit der Goldbörse in seiner Tasche. Er schien Felix so wenig zu kennen, daß dieser fast irre an ihm geworden wäre, hätte nicht der häßliche Zug um den Mund den widrigen Besitzer des Thaler cabinets ihm gar zu lebhaft ins Gedächtniß zurück gerufen.

Der Gesang war geendigt und die Damen schienen entzückt. Einige Fragen über das Institut und den Vorsteher desselben, wobey Pfeifferlieb den Fremden in seiner Geburtsstadt spielte und ohne Kenntniß wie ein Staar plapperte, führten ein zusammenhängendes Gespräch herbey. „Hier, meine junge Freundin Emilie,“ sagte Mad. Fink, „ist auch eine Kunstverwandte von Ihnen, meine Herren, und will sogar dem Gesange sich ausschließlich widmen!“

„O Mansfoll singen göttlich schön,“ näselte Pfeifferlieb, „im besten pariser Genre.“

„Sie sind ja nicht musikalisch,“ erwiderte Emilie kalt, „auf Ihr Lob darf ich mir daher nichts einbilden!“

„Wenn mir dein Auge strahlet,“ rief die Tante, „bitte, bitte, liebe Emilie!“

„Gern, sobald Sie es wünschen.“ Mit diesen Wor-

ten suchte Emilie die Musik hervor, indem Mad. Fink sich ans Piano setzte. „Der erste Tenor?“ frug Emilie. Die Sänger machten Felix Plaz, der, sein Geschick preisend, hervortrat. Myrrha sang bezaubernd. Eben hob Felix entzückt an: „Ach dämpfe dieses Feuer ic.“ aber recht, als hätte er diese Weisung zu sich selbst gesprochen, erstarb ihm der Laut im Munde; kein wiederholtes Tonanschlagen der Tante, kein Anstoßen der hinter ihm stehenden Kameraden brachte ihn zu sich. Starr war sein Blick auf’s Sopha gerichtet, denn dort sah er, o Entsetzen! wie Pfeifferlieb Emilien’s liegengebliebene Handschuhe entzückt an die Lippen drückte, und dann mit der perlmutternen mit Silber ausgelegten Borgnette, deren Federn er lärmend aus- und einschnappen ließ, nach Emilien hinüber sah.

„D,“ sagte Felix halb laut, „Weiber, Sopranstimmen! Nein, das ist härter als die härteste unpraparierte Dissonanz!“ Dazu kniff er Millionen Bruche in das Musikblatt in seiner Hand.

„D weh, mein Duett!“ rief Emilie.

„Herr Tenor,“ lachte die Tante, „sind Sie toll?“

Durch vieles Zureden des Bassisten, Felixens Freund, brachte man den Tenor wieder ins Gleis. Pfeifferlieb, dem Felixens innere Bewegung so wie die Ursache davon nicht entgangen war, sagte spiz: „nun wenn der Herr Tenorist denn durchaus nicht als kluger Murney sein Feuer dämpfen will, so wird ihm vielleicht Paer’s Duett aus

Camilla : Barbara gelosia etc. desto willkommener seyn.“
„Ach das ist auch so schön!“ riefen Mad. Fink und ihre Tochter, indes Emilie, über deren zarte Wangen eine hohe Röthe flog sich nach der Musik bückte. Allein Pfeifferlieb hatte sich garstig verrechnet. Gerade sein kostbares Citat ward des Nebenbuhlers Triumph. Dieser sang das Stück, eigentlich für eine Bassstimme geschrieben, so unübertrefflich schön, mit so rührendem Ausdruck, daß Emilien die Augen voll Thränen standen, und sie ihn nicht ansehen konnte.

„Mein Gott,“ sagte die Lante, „welch herrliches Organ hat Ihnen der Himmel verliehn!“ Felix hatte den entschiedensten Sieg über seinen Nebenbuhler davon getragen. Vergebens zaufte dieser seine rothen Locken, klingelte mit der Börse, schnappte mit der Vornette, Emilien's Aufmerksamkeit war und blieb auf den Sänger gerichtet. Im dritten Himmel ward dieser verzückt, als ihn Mad. Fink hat, doch während ihres Aufenthalts bisweilen mit Emilien zu singen. Lieber hätte er freylich das „bisweilen“ in „alltäglich“ übersetzt, als ihn Emilie bey'm Abschied an sein Versprechen erinnerte, aber nicht allein daß sich dies nicht thun ließ, er mußte auch außerdem einige Tage vorüber gehn lassen, bevor er von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch machen durfte.

Felix war nicht der Mann, der gegen jemand, der Rechte auf sein Herz hatte, zurückhaltend seyn konnte.

Sobald er daher in den nächsten Tagen mit seinem Pflegvater allein war, erzählte er ihm von der gemachten Bekanntschaft, von der Musikkiebe dieser Familie, endlich von Emiliens Schönheit und dem unauslöschlichen Eindruck, den das junge Mädchen auf sein Herz gemacht.

„Unglückskind!“ schrie der Cantor fast starr vor Schreck, „auch du, auch du bist in die Nege einer Sirene gefallen? Umsonst habe ich dich vor schönen Stimmen gewarnt, umsonst dir mehr von meiner Geschichte ahnen lassen, als — o Schande, Schande! Lieber wollte ich, du hättest mir im strengsten Styl eine Dissonanz frey eintreten lassen, den Konsonirenden Quartfertenaccord in thesi gesetzt, oder sonst einen musikalischen Donatschniger gemacht! Was habe ich dir von Dissonanzen gesagt, die unpräparirt, eine ganze Lebensharmonie zur scheußlichsten Kakophonie machen? Sind denn die Erfahrungen der Aeltern allzeit für die Jüngern verloren? Gibt es denn keinen Freund, keinen Lehrer, dem man traut, als der eignen, oft blutsauren Erfahrung? Was soll denn nun werden?“

Felix zuckte stillschweigend die Achseln.

„Wie heißt denn die verdammte Dissonanz?“ frug der Alte.

„Emilie Siebenthal.“

„Sieben — Siebenthal!“ schrie der Cantor im höchsten Affect. „Siehst du den Pferdefuß? Sieben, Septime, Septimia, das sind Geschwisterkinder, heisa, da sitzt

der ganze Herenschwarm beisammen, nun Söhnchen warte nur, der Arrr — rodolpho wird nicht ausbleiben!“ Damit riß er, als packe ihn sein alter Tollheitsschwindel, seine Federmütze zornig vom Kopfe, schleuderte sie gegen den Boden, und lief zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete Felix auf seine Rückkehr, um ihn zu besänftigen. Er gieng endlich zu Fink's, die er nicht zu Haus traf. Eine alte Plaudertasche von Kammerjungfer bat ihn etwas zu verzeihn, und ließ es sich angelegen seyn, ihn recht lebhaft zu unterhalten. Felix mußte mit anhören, daß Mad. Fink die Wittwe eines reichen Kaufmanns und hieher gereist sey, um wegen einer noch nicht getilgten bedeutenden Forderung der Pfeifferschen Handlung an ihren Mann, der dieselbe als verichtigt in seinen Büchern hinterlassen, zu unterhandeln. Ihre Tochter Brigitta sey Braut. Emilie, das Jüngste von der zahlreichen Familie eines ganz hilflos verstorbenen Musikers, das Mad. Fink aus Barmherzigkeit habe erziehn und singen lernen lassen, weil es fürs Theater bestimmt sey, wenn nicht, setzte die Alte verblümt hinzu, gewisse junge reiche Banquiers von des Engelchens Stimme und Lärvochen verblendet, der Sache eine andere Richtung geben. „Aber wie gesagt,“ setzte die Jose hinzu, „arm ist sie, blutarm wie eine Kirchenmaus. Nun der junge Herr Pfeiffer sind reich, Mad Fink haben Geschäfte mit ihm. . .“

Felix hatte übergenug. Ohne die Damen zu erwarten
Ir Iba.

lief er spornstreichs davon und in's Freye, wo er seinem Unmuth über die ungleiche Vertheilung des Geldes in der Welt und über die dreiste Zuversicht der reichen Leute, Luft machte. So lang ihm Pfeiffer's Reichthümer und Absichten auf Emilien noch im Kopfe spukten, vermochte er es nicht zu dieser zu gehn. Erst nach einigen Tagen hatte er einen Ausweg erdacht, von dem er sich Wunderdinge versprach. Schnell steckte er sein geerbtes Beutelchen zu sich und rannte zu Pfeifferlieb. Er mußte wohl zehn Minuten warten. Endlich öffnete sich die Thür. Pfeiffer im Schlafrock, eine Cigarre im Munde, saß zwischen vielen mit goldenen, silbernen, kupfernen Münzen belegten Papptäfelchen. „Verzeihen Sie Herr Filippi,“ sagte er langsam aufstehend, „man wird so überlaufen; womit kann ich dienen?“ So wenig auch Felix von Pfeiffers Herzlichkeit gewünscht, ja nur erwartet hatte, so machte ihm doch diese Anrede das Blut zu Eis. Er sammelte sich indessen, und einen Blick auf die Münzen werfend, sagte er: „Sie sind noch immer Liebhaber von seltenen Münzen?“ „Leidenschaftlich,“ erwiderte Pfeiffer. „Haben Sie etwas dergleichen zu verhandeln? Ich zahle gut, s'ist meine Liebhaberey!“

„Ich glaubte,“ sagte Felix mit schnellem Uebergang, „Mamsell Siebenthal wäre Ihre neueste Liebhaberey?“

„Die kleine Emilie?“ frug Pfeiffer geringschätzig, „die kleine Person ist recht artig, recht grazios. . .“

„Seyn Sie aufrichtig,“ sagte Felix dringender, „lieben Sie Emilien? Wollen Sie sie heyrathen?“

„Heyrathen? Mein Gott, welch ernsthaftes Wort. . . ih nun . . . sie gefällt mir nicht übel . . . wer weiß . . . vielleicht. Aber was verschlägt das Ihnen?“

„Nichts weiter, als daß ich zum Sterben in das Mädchen verliebt bin, nicht ohne sie leben kann!“

„In der That, Herr Filippi, da weiß ich Ihnen nicht zu rathen. Denn ich leugne es nicht, ich habe Absichten. Dazu ist mir Mad. Finck Verbindlichkeiten schuldig, die sie mir vielleicht geneigt machen könnten.“

„Ich kaufe Ihnen Ihre Ansprüche auf Emilien ab!“

„Sie, Herr Filippi?“

„Ich, wie Sie mich hier sehen!“ Er zog sein Beutelchen. „Dieß kleine Beutelchen enthält, wie mich Kenner versichern, einen bedeutenden Schatz an alten, seltenen Münzen, für mich unschätzbar, weil es das einzige Geschenk meiner Mutter ist. Ich gebe sie Ihnen, gebe sie Ihnen umsonst, dafür erklären Sie schriftlich, daß Sie auf Emilien keine Ansprüche machen, und daß diese Erklärung durchaus keinen Einfluß auf Ihr Geschäft mit Mad. Finck haben soll.“

„Herr Filippi scheinen zu glauben, daß unser eins gar keiner sogenannten Empfindung fähig sey?“

„Ich glaube, und Sie haben mir nie eine andre Meinung geben wollen, daß Ihnen Ihr Thalercabinet lieber

ist, als alle Emilien der Welt, und daß ich Ihnen daher kein Opfer ansinne!“

„Sehr verbunden für die gute Meynung. Nun lassen Sie doch die Sächelchen sehen!“

Felix zählte die Stücke auf. Pfeifferlieb besah, befühlte, beroch sie lange. Endlich sagte er: „in der That recht schön! Die Stücke sind höchst selten. Inzwischen, damit Sie sehen, daß wir reichen Leute denn doch für andre Reize auch nicht ganz erblinden, nehmen Sie sie zurück. Die geforderte Erklärung gebe ich nicht, kann sie nicht einmal geben. Ich habe kein Recht auf Mamsell Siebenthal. Wahrscheinlich würde sie den poetischen Künstler doch wohl dem profaischen Kaufmanne vorziehen. Sollte indeß, wie schon gesagt, die schuldige Dankbarkeit gegen Mad. Fink, der ich große Gefälligkeiten erzeigen kann, Mamsell Emilien zu einer mir vortheilhaften Entschließung bewegen können, so mögen Sie gütigst verzeihen. Somit (er stand auf, Felix ebenfalls) glaub ich unsre Unterredung beendet!“

Felix verließ den zähen Filz mit eifersücht'ger Wuth im Herzen. Auf der Treppe begegnete ihm des Cantors Haushälterin außer Athem, „ach daß Gott Herr Filippi, wo stecken Sie denn? In der ganzen Stadt habe ich Sie gesucht!“

„Nun da bin ich, was ist's?“ frug Felix erschrocken.

„Ach Gott! der arme Herr Cantor! 's drückt ihm das Herz ab . . .“

„Wer denn? was denn?“

„Ich nun, das Blut, der Blutsturz!“

Felix flog die Straße hinab nach seiner Wohnung. Arzt und Chirurg waren um den Kranken beschäftigt, der eben wieder zu sich kam. „O mein theuerster Pflöger,“ rief Felix an seinem Lager niederstürzend, „gewiß hat der Aerger, der Schreck über die Ihnen neulich ertheilte Nachricht“

„Sei ohne Sorgen Felix,“ erwiderte der Cantor freundlich, „und erinnere dich, daß mir der Zufall schon seit Monaten nachgeht. Es ist eben aus mit mir, mein Thema ist durchgeführt, was sich thun ließ, hab' ich draus gemacht. In allen Verkehren, sehen sie auch noch so seltsam aus, findest du doch überall den Hauptgedanken: Gott und Ehre wieder. Eigentlich war das ganze harmonische Lebensgewebe gut angelegt, nur die verwünschte Septime, die sich nicht wollte präpariren noch resolviren lassen, die gab mir mit ihrem freyen Eintritt den Knack!“

„Schonen Sie doch die Kräfte!“ erinnerte der Arzt.

„Ey was schonen. Die Eucleatio Fugä ist durch. Das Thema giebt keinen guten Contrapunkt mehr, das muß ich ja wissen!“

Der wackre Mann hatte richtig prophezeht. Nach kurzer Frist kehrte der Blutsturz mit doppelter Kraft zurück, und machte seinem Leben ein Ende. Sanftes Lää

Heln, wie er es hatte, wenn er Musik hörte, die ihn be-
friedigte, schwebte um die Züge des Bollandeten. Man
hatte Mühe, Felix von der Leiche wegzubringen. Unfähig
etwas anders, als seinen Schmerz zu denken, vermochte er
das Nöthigste nicht zu besorgen. Nach drey Tagen erin-
nerte man ihn, ob der Verstorbene keine Wünsche wegen
seiner Beerdigung hinterlassen? Felix suchte und fand auf
einem Zettel die Worte: „Begrabt mich Abends bey Fa-
kelschein im Lindenkreise auf dem Marienkirchhofe; liebt
mich die Schule, so wird sie mich begleiten und an mei-
nem Grabe meine Motette singen: Beati quorum tecta
sunt peccata et quorum remissae sunt iniquita-
tes! *) Dafür schenke ich ihr die Partitur derselben!“
Felix schickte diesen Zettel dem Rector, und bekam die Ant-
wort, daß am andern Tage Abends 11 Uhr die feyerliche
Beerdigung nach des Seligen Wünschen statt haben sollte.

Es war eine herrliche Sommernacht. Der freundliche
Kirchhof lag still und im Schmuck seiner begrüntten Hü-
gel, nicht schaurig da. Glühwürmer stiegen aus den Ros-
senbüschen, an die die Träger streiften, auf, und schweb-
ten als Lichtfunken, Blumenseen vergleichbar zu andern
Duftkeldchen hin. Der Sarg ward auf die Seite gestellt.

*) Selig deren Sünden vergessen und deren Ungerechtig-
keiten vergeben sind. Psalm.

Das Chor versammelte sich um die Gruft, und mit sanfter Klage erhob sich der tröstende Gesang. Dazu wogte die düsterrothe Gluth der Leichensackeln durch die blüthenvergoldeten Lindenwipfel, langsam dem dunkeln Nachthimmel zu. Die letzten Tacte ertönten, der Präfect des Chors gab das Zeichen, der Sarg schwebte hinab, und eine Wolke blühender Rosen aus den Händen der Sänger und aller Umstehenden ihm nach. Tief gerührt blickte Felix, der am Grabe kniete, empor. — Himmel! was sah er? Emilie stand ihm gegenüber. Kaum traute er seinen Augen, kaum vermochte er sich zu fassen. Endlich verlor sich die Menge, er erreichte Emilien mit ihrer ältlichen Begleiterin unter dem Eingange des Kirchhofs. „Emilie,“ sagte er mit bewegter Stimme, „hier mußte ich Sie wiedersehen?“

„Warum nicht hier?“ entgegnete Emilie sanft, „ist denn der Schmerz um einen würdigen Todten eine Empfindung, die keine Theilnahme verträgt? Gönnen Sie mir immer die Stelle am Grabe Ihres väterlichen Freundes, zumal am Vorabend der Abreise.“

„Versteh ich Sie recht Emilie? — Sie wollen reisen?“

„Morgen früh!“

„Auch das noch? Gott, wo nehm' ich den Muth her, Ihnen zu sagen, was Sie doch wissen müssen, was (die Begleiterin war einige Schritte voraus gegangen) Emilie, flüsterte Felix eilig, nicht länger kann ich mich bezwingen,

zürnen Sie mir nicht — ich liebe Sie unaussprechlich! Nie verläßt mich Ihr Bild, und nun — reisen Sie!“

„Das muß ich,“ erwiderte Emilie, „aber nicht ohne Ihnen zu sagen, daß mir Ihr Geständniß weder unerwartet noch unwillkommen ist. Auch ich bin Ihnen herzlich gut. Meine Tante erlaubt mir Ihnen dies zu sagen.“

„Ist's möglich!“ rief Felix außer sich, „so nahe gränzen Freude und Leid? Und dennoch reisen Sie?“

„Dennoch,“ nahm die Begleiterin das Wort, die niemand anders als Mad. Fink war, vom verstörten Jüngling im Nachtdunkel nicht erkannt, „dennoch, und zwar theilweise durch Ihre Schuld. Alle Auskunft giebt Ihnen mein Brief, den Sie in Ihrer Wohnung finden. Leben Sie wohl und reichen Sie Emilien die Hand zum Abschiede.“

„Leben Sie wohl, lieber Felix,“ hauchte diese über den Jüngling, dessen Lippen auf ihrer Hand glühten. Nach einigen Augenblicken war sie verschwunden, und Felix eilte nach Haus um zu erfahren, auf welche Weise er an Emiliens Abreise Schuld seyn könne. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Noch immer weiß ich nicht zu sagen, was mich mehr, in Erstaunen setzte, Ihre treuherzige Ungeschicklichkeit oder Herrn Pfeiffers Niederträchtigkeit! Derselbe war nehmlich vor einigen Tagen gegen Abend bey mir, und nachdem er von unsern verwickelten Geschäf-

„ten den Eingang seines Gespräches hergenommen, auf
„Emilien, die gerade nicht anwesend war, überzugehen,
„und um deren Hand bey mir anzuhalten. Ich kannte
„des Mädchens Urtheil über ihn, und verhehlt es ihm
„nicht; allein er hatte die Unverschämtheit mir zu sa-
„gen, daß wenn ich für meine Geschäfte mit ihm ein
„günstiges Ende herbeiführen wolle, ich ja nur von
„meiner mütterlichen Gewalt über Emilien Gebrauch
„machen dürfe. Ja als er mich über seine Dreistigkeit
„wie aus den Wolken gefallen sah, hatte er die Stirn
„hinzuzufügen, ein Herr Filippi, sein ehemaliger Schul-
„kammerad, sey des Vormittags bey ihm gewesen und
„habe ihm seine Absichten auf Emilien mit einem ge-
„schenkten Beytrage sehr fettner Münzen zu seinem
„Thalercabinet abkaufen wollen; allein er habe den ar-
„men Teufel nicht um die Paar Stücke bringen mös-
„gen, die wahrscheinlich seine ganze Haabe ausmachten,
„sondern ihm unverhohlen gesagt, bey den Rücksichten,
„die Mad. Fink gegen ihn zu nehmen genöthigt sey,
„wolle er sich selbst um Emilien's Hand bewerben, der-
„festen Zuversicht, das Mädchen werde ihrerseits die
„genossenen Wohlthaten durch eine ihm günstige Ant-
„wort zu vergelten bemüht seyn u. s. w. Ich ant-
„wortete ihm, was mein empörtes Ehrgefühl, mein ge-
„kränktes Herz mir eingaben. Auch Sie nannte ich ei-
„nen Unbesonnenen, der durch seine gutgemeynte Unge-

„Schicklichkeit den Ruf eines unbescholtenen Mädchens
„aufs Spiel setze, und noch zu jung sey, um ans Her-
„rathen zu denken. Pfeiffern verbot ich den Fuß wie-
„der in mein Haus zu setzen, und habe mein Geschäft
„mit ihm dem Anwald übergeben.

„Sie, lieber Filippi, haben für Ihre Treuer-
„zigkeit, die mich und Emilien zum Stadtgespräch
„in dem Munde eines beleidigten Becken und Glenden
„macht, kaum eine Entschuldigung. Was allein für
„Sie spricht, ist Ihr guter Ruf und Emilien's Liebe
„zu Ihnen. Deshalb sey Ihnen auch verziehen; aber
„treiben Sie sich erst noch ein paar Jahre in der Welt
„herum. Studieren Sie tüchtig Ihr Fach, lernen
„Sie nebenher Menschen und Weltverhältnisse kennen,
„und wenn Sie dann, am Herzen eben noch so unver-
„dorben, an Kenntnissen bereichert, und an Erfahrung
„zum Manne gereift, eine Anstellung haben, die Ih-
„nen eine Frau anständig zu erhalten erlaubt, dann
„holen Sie Emilien. Sie soll Ihnen unverloren seyn.
„Leben Sie wohl. Nachrichten von Ihnen werden mir
„und Emilien immer Freude machen, deshalb lege ich
„Ihnen meine Adresse bey.“

Charlotte Fink.

So kalt Felix diesen Brief auch fand, so mußte er den-
noch das Vernünftige in der Tante Betragen eben sowohl,

als das Unüberlegte, Jugendliche in dem seinigen anerkennen, und sich in Geduld drein geben. Sein bisheriger Aufenthalt war ihm durch des Cantors Tod, Emiliens Abreise und Pfeifferliebs Gegenwart unerträglich geworden. Dazu drängte es ihn, für seinen Unterhalt zu sorgen, denn sein Pflegevater hatte ihm nicht viel mehr als Scripturen, Bücher und die alte Stainer Geige hinterlassen. Er suchte deshalb unter dessen Brieffschaften, in der Hoffnung, Antwort von jenen auswärtigen Freunden zu finden, an die wegen seiner Anstellung geschrieben worden. Seine Erwartung täuschte ihn nicht. Kurz vor des Cantors Tode war ein Schreiben eingelaufen, wodurch ihm an zwey Orten Ausichten eröffnet wurden. Felix entschloß sich schnell für das berühmtere der beyden Theater, vertraute seine zurückbleibenden Effecten einem Jugendfreunde an, verflüßerte das Ueberflüssige und Entbehrliche, und verließ seine Vaterstadt.

Freylieh hätte er lieber eine Stelle als Musikdirector oder Capellmeister angetreten; allein eine solche war eben nicht vakant, und da ihm die sehr gut besoldete eines ersten Tenoristen angeboten wurde, so bedurfte es keiner langen Ueberlegung, um sie ihm annehmlich zu machen. Die ersten Wochen gehörten der Vorbereitung auf sein neues Fach und dem Einstudieren neuer Rollen. Lust, Geschicklichkeit und Fleiß ließen ihm bey einer angenehmen Gestalt und äußerst klangreichen gebildeten Stimme glücklichen Er-

folg hoffen. Er ward ihm. Seine erste Erscheinung auf der Bühne war glänzend und mit rauschendem Beyfall gekrönt. Diese Auszeichnung verdoppelte seinen Fleiß, dieser führte neue Anerkennung herbey, und so konnte er sich nach einigen Monaten ziemlich fest in der Gunst des Publikums fühlen. Eben wollte er Emilien und ihrer Tante davon Nachricht geben, als ein Brief dieser letzteren bey ihm einlief, worin sie ihm meldete, Emilie habe eine vortheilhafte und sichere Gelegenheit gefunden, auf ein paar Jahre nach Italien zu reisen, die sie denn zu weitrer Ausbildung ihrer Stimme zu benutzen entschlossen sey. Mad. Fink werde durch Brigittens, ihrer Tochter, Heyrath abgehalten, ihre Pflegetochter zu begleiten. Ein paar beygelegte Zeilen Emiliens bestätigten, was die Tante sagte, versicherten Felix die unwandelbare Fortdauer ihrer Liebe und baten ihn, nun seinerseits auch recht besorgt für die dauerhafte Gründung ihres dereinstigen Glückes zu seyn. Wieder ein saurer Apfel, in den der arme Felix beißen mußte; denn freylich war nicht nur die Vereinigung mit der Geliebten, wenn auch Er indessen eine lebenslängliche Anstellung fand, aufs Neue ein paar Jahre hinausgeschoben, auch die Nachrichten von Emilien konnten in so bedeutender Entfernung nicht anders als sehr sparsam einlaufen. Inzwischen war er vernünftig genug, nicht schwermüthigen Grillen nachzuhängen, sondern für den Augenblick mit Lust und Eifer zu thun was ihm oblag, in der

festen Ueberzeugung, der Himmel werde seine Berufstreue nicht unbelohnt lassen.

Nach Verlauf eines Jahres war er so bekannt und beliebt, daß er sich den Einladungen in die ersten Häuser nicht wohl entziehen konnte. Er that dieß auch keineswegs, theils wegen der ehrenvollen Auszeichnung, mit der man ihn behandelte, und die ihm wohl that; theils weil er auf diese Weise manche interessante Bekanntschaft machte, die für sein späteres Leben folgenreich seyn konnte. In einem dieser Häuser begegnete ihm einst ein Vorfall, der, so unbedeutend er anfieng, dennoch für seine Zukunft entscheidend ward.

Felix hatte in einer glänzenden Gesellschaft gesungen, und wie gewöhnlich allgemeinen Beyfall erhalten. Bescheiden verließ er jetzt das Pianoforte und wollte sich unter der Menge verlieren, als die Thüren aufsprangen und an der Seite der Wirthin ein großer, ältlicher, aber schöner Mann mit diamantnem Stern auf der Brust hereintrat, den die Dame als Fürsten St. . . . der Gesellschaft vorstellte. Der Fürst bat dringend, daß man die durch ihn gestörte musikalische Unterhaltung fortsetzen möge, indem er den Gesang leidenschaftlich liebe, und wünschte den Sänger kennen zu lernen. Felix trat vor — „Ha, junger Mann!“ rief der Fürst, „wie heißen Sie, wer sind Sie?“

„Felix Filippi, Ihre Durchlaucht, erster Tenorist am hiesigen Theater.“

„Filippi?“ — Der Fürst hielt wie betäubt die Hand vor die Augen. — „Mein Gott,“ sagte er sehr langsam, „diese Aehnlichkeit mit einer mir sehr werthen Person!“ Er bat Felix, ihn seine Stimme hören zu lassen, sey es auch nur in einer kleinen italienischen Canzonette. Dieser gehorchte dem Befehl und sang seines Pflagevaters liebliches *Alme incante etc.* so schön er es vermochte vor. Alles war betreten, denn noch vor Beendigung des Gesanges sah man den Fürsten mit vor Augen gehaltne[m] Tuche sich fortzuschleichen. Ein Schwindel, hieß es, habe ihn plötzlich angewandelt, weshalb er sich durch den Herrn vom Hause entschuldigen ließ.

Des andern Tages früh erhielt Filippi Befehl, sich zu ihm zu verfügen. Er mußte ein paar Minuten warten. Beym Eintreten sah er des Fürsten Blick umwölkt, ja seine Augen trüb wie von vergossenen Thränen. Gesammelt empfieng er den Jüngling, der nach seinen Befehlen fragte.

„Mein Erstaunen,“ redete er ihn mit weicher Stimme an, „als man Sie mir gestern vorstellte, der Eindruck, den Ihr seelenvoller Gesang auf mich machte, muß sowohl Sie selbst als die Gesellschaft befremdet haben. Ich hätte nicht nöthig, irgend jemand deshalb Rechenschaft zu geben, aber ich empfinde den Drang Ihnen nützlich zu werden,

aus Freundschaft zu Personen, die auch Sie angiengen und mir unaussprechlich theuer waren. Sagen Sie mir, was wissen Sie von Ihren Familienverhältnissen? Wer waren Ihre Eltern, wo lebten sie?" Felix berichtete gedrängt, „daß er seinen Vater gesehen zu haben sich nur als Kind erinnere, der, wie er gehört, an einem Hofe angestellt und deswegen seine Verbindung mit Septimia Filippi, einer Sängerin, geheim zu halten gezwungen gewesen sey. Anfangs habe seine Mutter viel Gold gehabt, zuletzt sey aber der schöne Mann, den sie Rodolpho genannt und der doch wohl sein Vater gewesen, ausgeblieben. Mit ihm verlor sich der Ueberfluß, an dessen Stelle endlich so bitterer Mangel getreten, daß Septimia hätte als Stadtarne verpflegt werden müßer.“

Der Fürst legte den Kopf in die Hand. Felix schwieg, bis er ihm nach einigen Augenblicken fortzufahren winkte. „Aus Barmherzigkeit,“ erzählte Felix weiter, „habe ihn der damalige Cantor in's Singechor genommen. Dessen Nachfolger, ein wunderlicher, vielgereister Mann, habe wahrscheinlich seine Eltern früher irgendwo gekannt, da er ihm oft Geld für die leidende Septimia, obgleich stets unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, gegeben. Als sie gestorben, habe ihn der Cantor zu sich genommen, in der Composition unterrichtet und bey seinem Tode als Erben eingesetzt. Früheren Bemühungen des Verstorbenen verdanke er seine jetzige Anstellung. Sein Wunsch sey eigent-

lich, eine Capellmeisterstelle zu erhalten, und nur der Mangel an Vermögen habe ihn gezwungen, ein Engagement als Sänger anzunehmen."

Der Fürst hatte aufmerksam zugehört. „Wie hieß der Cantor, der Sie adoptirte?"

„Anton Lebzelter, Ihre Durchlaucht."

„Haben Sie gar kein Andenken Ihrer Mutter?"

„Doch. Einen Ring und einige seltne Münzen. Dann ein Miniaturportrait, das ich unter Lebzelters Nachlaß fand, und das meiner Mutter geglichen haben mag, wie sie mit 18 Jahren ausah."

„Holen Sie beides sogleich. Ich erwarte Sie mit Ungebuld." Felix gieng und war nach kurzer Zeit wieder da. Genau betrachtete der Fürst Münzen und Ring, eben so das Bild, das ihn sehr zu beschäftigen schien.

„Ja," hub er endlich mit einem tiefen Seufzer an, „es ist Septimie. So war sie, als . . ." er stockte. . . „Junger Mann," fuhr er fort, „ich habe Ihren Vater sehr genau gekannt, wir trafen uns als Reisende in Italien und wurden vertraute Freunde. Auch Ihre Mutter lernte ich kennen. Sie war ein unbeschreiblich reizendes Geschöpf. Ihr Geliebter verließ sie erst dann, als der gränzenlose Reichthum, mit dem sie die beträchtlichsten Summen verschleuderte, und die Unvorsichtigkeit, mit der sie von ihrem Verhältniß gegen Jedermann sprach, ihn gegen sie erkältet hatten. Später traten Umstände ein, die

es ihm unmöglich machten, sie wieder zu sehen. Dennoch lastete die gezwungene Vernachlässigung schwer auf seiner Seele, und verbitterte ihm manche heitre Lebensstunde. Ich erfülle daher nur mir sehr heilige Wünsche, indem ich für Ihre Zukunft sorge. Bewahren Sie die Kleinigkeiten in dem Beutelchen als ein Andenken Ihrer Mutter. Septimiens Bild erbitte ich mir, Sie sollen durch mich eine Copie davon erhalten. Der Ruf schildert Sie brav und verständig, sonach müssen Sie begreifen, daß Sie besser thun in der Bahn zu bleiben, die Ihnen der Himmel durch Ihr Talent angewiesen hat, als sich in die Sphäre, in der Ihr Vater lebte, drängen zu wollen, für die Sie nicht geboren sind.“

„Ich liebe meine Kunst mit Leidenschaft,“ unterbrach Felix den Fürsten, „und bin fest entschlossen, nur ihr zu leben.“

„Brav junger Mann. Bleiben Sie bey Ihrer jetzigen Laufbahn, bis es mir möglich seyn wird, Ihnen eine musikalische Anstellung an meinem Hofe anzubieten. Sollte der Himmel mich früher abrufen, so werden Sie sehn, daß meine Zuneigung zu Ihnen mehr als ein flüchtiges Wohlgefallen war. Gehen Sie, erwähnen Sie gegen Keinen unsers Gesprächs. Wenn Sie Ihren Aufenthalt verändern, so geben Sie mir davon Nachricht, und dies tragen Sie mir zum Andenken!“ Er zog einen kostbaren Ring vom Finger und reichte ihn Felix. Dieser küßte des Für-

Ir Thg. 12

sten Hand, indef die andre fast wie segnend auf seinem Haupte ruhte. „Gehen Sie mit Gott!“ sagte er gerührt.

Felix war zu sehr von Dankbarkeit gegen den Fürsten ergriffen, zu glücklich jetzt, wo er ganz einsam in der Welt stand, jemand zu finden, der ihn so kräftig unterstützen, ja ihm seine ganze Lebensbahn mit einemale ebnen wollte, als daß er über die mancherley Zweifel, die ihm wegen des Verhältnisses des Fürsten zu seinen Eltern aufgestiegen waren, hätte lange grübeln sollen. Er kehrte daher zu seinen Studien zurück und war fleißiger als je. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse, so wie seines edeln Charakters halber ward er in die Regie aufgenommen, in welcher er thätig für das Beste der Kunst arbeitete. Gleichwohl konnte er es nicht verhindern, daß Eigennuz und Betrügerey in der Administration, der Existenz des Theaters einen tödtlichen Streich versetzte. Die Gesellschaft trennte sich, und Felix, der mit unermüdetem Eifer gewirkt hatte, sah sich auf einmal wieder in die Welt gestoßen. Indessen war er bekannt genug, um auf den bedeutendsten Bühnen eine vortheilhafte Anstellung hoffen zu können. Er trat eine Reise an, auf der ihm sein Glückstern treu blieb. Ueberall fand er ehrenvolle Aufnahme und eine Behandlung, wie er sie erwarten durfte. Sein Weg führte ihn durch die Residenz des Fürsten St. . . , und er freute sich darauf, vor demselben auftreten zu können. Mit Bedauern erfuhr er des Abends an der Fremdentafel in sei-

nem Hotel, daß der Fürst noch nicht von einer Reise zurück sey, weshalb er seinen Aufenthalt zu verkürzen beschloß. Am andern Morgen, er war noch nicht aufgestanden, erschien ein Polizeybedienter mit dem Befehl, sich des Sängers Filippi aus G. . . zu versichern, und denselben ins Polizey = Bureau zu bringen. Vergebens protestirte, betheuerte Felix, beklagte sich über eine solche Behandlung, er mußte dem Befehl Folge leisten. Man brachte ihn in das Cabinet des ersten Polizeyraths. Ein dicker, bejahrter Mann mit rothem Gesicht, sehr weiß gepudertem Kopf, im blauen mit goldnen Tressen besetzten, altväterischen Hofkleide, empfing ihn. Bey Filippi's Eintritt stieg er von seinem Sitze am Schreibtische herab, gieng einigemal räuspernd und tabackschnupfend auf und nieder, dann trat er vor Felix hin und betrachtete ihn lange. „Recht Schade,“ sagte er dann, „so ein hübscher, junger Mensch, wahrhaftig recht Schade!“ Er fieng seine Promenade von Neuem an.

Felix hatte dieß Manövre ein paar Minuten mit angesehen. Endlich sagte er ungeduldig: „Haben Sie die Güte Herr Rath, mich wissen zu lassen, weshalb ich hier bin?“ Der Rath, als habe er nun das Exordium seiner Anrede gefunden, trat dicht vor ihn hin und sagte blinzelnd: „Herr, Sie sind ein Hauptcapital = Spigbube,“ oder ich bin ein Esel!“ Felix zuckte die Achseln: „ich darf mir nicht erlauben zu entscheiden, was mir von beyden

das wahrscheinlichere dünkt; indessen werden Sie denn doch wohl Gründe haben . . . "

„Gründe?“ fuhr der Rath auf, „zehn, hundert für Einen!“

Er schlug ein großes Buch auf, las, blickte nach Felix, dann fragte er: „Sie heißen Felix Filippi, Sänger aus G. . . ?“

„Das ist mein Name.“

„Unverheyrathet?“

„Zu dienen.“

Der Rath sah wieder ins Buch, rieb die Stirn, blickte seitwärts nach dem Inculpaten, „Sie sind nicht verheyrathet?“

„Da ich nicht aus dem Zimmer kam, seit Sie mich dieß schon einmal gefragt, bin ich noch ledig!“

„Ja, ja. Sie haben Recht. Hören Sie junger Herr, ich bin Polizeyrath in hiesiger Stadt. Ich weiß alles. Mir ist nichts fremd, es mag vor fünfzig Jahren geschehen seyn, oder noch geschehen sollen. Ich kenne Sie, o ich kenne Sie sehr genau. Sie heißen Felix Filippi, sind Sänger am Theater in G. . . , 22 Jahr alt, groß, blond, blaue Augen, braunes Haar, spitzes Kinn . . .“

„So lautet das Signalement in meinem Passe!“

„Richtig, richtig!“ fuhr der Rath fort, „nun sehen Sie selbst, daß ich alles weiß. Der Fürst hat mich sehr lieb, er nennt mich zuweilen einen närrischen Kauz, aber

das ist die pure, lautre Gnade. Wir waren zusammen in Italien." Felix ward aufmerksam. „In Italien?“ sagte er nachdenklich. „Ja, ja,“ fuhr der Rath fort, „in Italien. Wir haben manchen tollen Streich ausgehen lassen, na, ich denke gern an meine Jugend, und deshalb bin ich auch jungen Leuten gut. Einmal war ich garstig in der Dinte. Eine böse Sieben hatte mir einen bösen Streich gespielt, nen verdammten Streich; aber der Fürst, gnädig wie er ist, half mir heraus.“

„Sie waren in Italien?“ wiederholte Felix immer dringender, „mit dem Fürsten zugleich? Eine böse Sieben spielte Ihnen einen schlimmen Streich?“

„Wie ich Ihnen sage. Ich hatte meine Hoffnung auf Herzen gesetzt, und ließ nicht locker, es kostete mich schweres Geld. Anfangs war mir die falsche Here treu, bis sie mich recht sicher gemacht hatte, da, wie man die Hand umwendet, war's aus und ich stack in der Klemme. Aber ich riß mich los, versprach nie wieder hin zu kommen, und habe treulich Wort gehalten.“

„O Gott!“ unterbrach Felix, „nur zu treulich. Der Gram um Sie brach ihr das Herz!“

„Bewahre!“ sagte der Rath sehr ruhig.

„Zweifeln Sie nicht, harter Mann! Ihnen gehörte sie bis zum letzten Athemzug. O (Felix drückte des Rathes Hand an seine Brust) seyn Sie nicht grausamer gegen den Sohn, als Sie es gegen die Mutter waren. Ges

währen Sie mir, Sie bey dem süßen Namen zu nennen, den ich schon so lang entbehrte. Zwar glaubte ich meinen Vater todt, auch schwebte mir ein anderes Bild von ihm vor, aber die Erinnerungen aus der Kindheit sind so dunkel, so unbestimmt, das Geheimniß, das über seinen Namen ruht, so undurchdringlich, die Umstände, die Sie anzuführen, so passend, — es wäre doch möglich — o sagen Sie — sind Sie vielleicht mein Vater?“

„Was Teufel Männchen sicht Sie an? Sind Sie toll? Ich Ihr Vater? Ich bin Niemand's Vater, bin unverheyrathet. Schöne Zumuthung, der Vater eines Spitzhuben!“

„Herr Rath mäßigen Sie sich!“ sagte Felix beleidigt.

„Nun ja doch, Serenissimus hatte bey seiner Abreise einen mir nur zu genau bekannten Saphyrtring mit Diamanten am Finger. Serenissimus ist noch nicht zurück, wird erst in einigen Tagen erwartet. Statt dessen sind Sie hier, haben des Fürsten Ring am Finger, wie ich gestern Abends an der Table d'hote selbst gesehen. Folglich haben Sie den Ring gestohlen. Als ein vigilanter Staatsdiener muß mir das auffallen, ich citire Sie . . .“

„Und lassen mich wieder frey, wenn ich Ihnen sage, daß dieser Ring ein eigenhändiges Geschenk Ihres Fürsten ist, bey dem ich mich über die sonderbare Behandlung beschweren werde.“

„Mein Gott! mein Gott!“ sagte der Rath die Stirne reibend, „man kann sich ja doch irren.“

„O ja, nur sollte man, eben weil man irren kann, vorsichtiger zu Werke gehen. Wahrscheinlich habe auch ich mich in meiner Vermuthung geirrt, in Hinsicht der bösen Sieben, von der Sie sagten.“

„Richtig,“ fiel der Rath geschwählig ein, „nur war das die Coeur Sieben. Ich hatte nemlich in Venedig der Lust, im Faro mein Glück zu versuchen, nicht widerstehen können. Viermal blieb mir die Karte treu, da wollte ichs erzwingen, drückte noch einmal. Hin war der ganze frühere Gewinnst, den ich auf die einzige Karte gesetzt hatte. Nun spielte ich auf Marken, kam immer tiefer hinein. . .“

„O ich bitte, hören Sie auf,“ rief Felix sich seiner Uebereilung schämend, „auch ich habe mich entsetzlich geirrt!“

„Der Herr Präsident!“ meldete ein Polizeidiener.

„Mein Gott, mein Gott!“ sagte der Rath ängstlich, „nun bekomme ich am Ende noch Verdruß Threntwegen.“

„Seyn Sie ruhig!“ tröstete ihn Felix, „und lassen Sie mich mit ihm sprechen.“

Nachdem Felix dem Präsidenten, der sich als einen sehr feinen Mann zeigte, vorgestellt worden, trug er ihm auf eine sehr ehrerbietige Weise den Fall vor, entschuldigte zwar den Rath, der allerdings sehr richtig den Ring des Fürsten an seinem Finger erkannt habe, bemerkte inzwi-

schen doch auch, wie schmerzlich einem unbescholtenen Manne und Künstler ein solcher Verdacht fallen müsse.

Der Präsident überlegte einige Augenblicke, dann sagte er gegen den Rath gewendet: „Herrn Filippi's Paß ist richtig, auch ward mir seine Abreise von G . . . geschrieben; es ist überdies nichts ungewöhnliches, daß große Herren reisenden Künstlern oft sehr kostbare Andenken verehren, dazu ist unser Fürst leidenschaftlicher Liebhaber des Gefanges. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings sehr zum Vortheil des Herrn Filippi. Wie wäre es indessen,“ fuhr er gegen diesen gewendet fort, „wenn Sie den Ring bey mir deponirten? So eben brachte ein Feldjäger die Nachricht, daß der Fürst heut Abend hier eintreffen will. Verhält sich die Sache, wie Sie sagen, woran ich keinen Augenblick zweifle, so erhalten Sie Ihren Ring aus meinen Händen zurück, und können morgen, wenn Sie wollen, abreisen.“

Felix war dieß gern zufrieden, und gab den Ring in des Präsidenten Verwahrung. Tags darauf kam der Fürst an. Er erfuhr den Vorfall und ließ Felix rufen, dem er in Beyseyn des Präsidenten und des Raths bezeugte, jener Ring sey ein freywilliges Geschenk seiner Gnade, und zugleich befahl, daß der in der Stadt bekannt gewordene Vorfall offiziell zu Filippi's Ehrenrettung in den Zeitungen bekannt gemacht würde. Gleichwohl fühlte sich dieser dadurch so gekränkt, daß er den Fürsten bat, ihm sein

Versprechen, öffentlich aufzutreten, für diesmal zu erlassen.

Er setzte seine Reise ziemlich verstimmt fort. Seine sible Laune ward durch den Umstand bedeutend vermehrt, daß er seit ungewöhnlich langer Zeit keine Nachricht von Emilien, weder durch sie selbst noch durch Mad. Zink hatte. Eines Abends kam er, kurz vor der gewöhnlichen Theaterstunde, in einer bedeutenden Reichsstadt an. Im Gastzimmer lag der Comödienzettel, auf dem die Zauberflöte für den Abend angekündigt wurde. Felix durchsah die Besetzung der Rollen, da stand „Pamina — Emilie Siebenthal.“ „Emilie hier!“ rief er laut, „nicht möglich!“ Es war eben niemand da, der ihm nähere Auskunft geben konnte, er lief daher spornstreichs über den Platz nach dem Schauspielhause. In seiner Ungeduld wollte er gleich aufs Theater. Ein alter, launiger Thürsteher verwehrte ihm den Eintritt.

„Ich bin der Sänger Filippi aus G. . . , und muß hinein!“ rief er dem Alten zu.

„Und wenn Sie König David mit der Harfe wären,“ antwortete jener phlegmatisch, „so können Sie doch nicht hinein; es darf niemand während des Spielens hinauf. Zu wem wollen Sie denn so eilig?“ „Zur Sängerin Siebenthal, 'sist meine Schwester!“ Er drängte bey diesen Worten nach der Thür; der Mann schob ihn ruhig

zurück. „Zur Siebenthal? So, so! Nun, eine hübsche, junge Frau!“

„Was Frau?“ schrie Filippi, „Sie ist niemand's Frau, Ich werde sie erst heyrathen!“

„Hoho,“ lachte der Theatermann, „Ihre Schwester wollen Sie heyrathen?“

„O mein Gott!“ rief Felix in höchster Ungebuld, indem er den Cerberus mit ein paar Goldstücken beschwichtigte, „halten Sie mich nicht auf!“ Er eilte in die Couffissen. „Wo ist die Siebenthal?“ schnob er den ehrwürdigen Sarastro an.

„In ihrem Ankleidezimmer wahrscheinlich!“ antwortete dieser. Felix stürmte hin. Allein der Lärm hatte Störung veranlaßt, er sollte schlechterdings hinaus, und wollte er sich nicht größern Unannehmlichkeiten aussetzen, so mußte er nachgeben. Verzweifelt stand er wieder auf der Strafe, da kam ein Mann nach dem Theater zu gegangen und fragte ihn: „ich komme wohl noch recht?“

„Haben Sie etwas in der Oper zu thun?“ entgegnete Felix, begierig nach einer Gelegenheit haschend, wieder hinein zu kommen.

„Ich,“ sagte der Mensch geringschätzig, „ich mache den Löwen, dafür bekomme ich einen halben Gulden.“

„Hier haben Sie zwey Species = Thaler!“ rief Felix schnell entschlossen. „Lassen Sie mich die Bestie vorstellen. Geschwind, führen Sie mich in die Garderobe.“

„Mir recht. Kommen Sie nur!“

Es gieng hinter dem Theater weg, in ein schlecht erleuchtetes Kämmerchen, in dem schon ein halbes Duzend Straßenbuben, als Bären und Affen verkleidet, herumspangen. Felix war bald in einen prächtigen numidischen Löwen umgestaltet.

„Die wilden Thiere raus!“ rufte der Theatermeister, denn das Orchester hatte eben Taminos Arie: Wie stark ist nicht dein Zauberton u. angefangen. Die Affen purzelten aus den Coulissen, ein paar Bären schritten phlegmatisch hinterdrein. Ganz zuletzt kam der Löwe, der sich sehr majestätisch geberdete. Indes sang Tamino, und ärndtete gleich bey der ersten Fermate lauten Peyfall. In dem verkleideten Löwen regte sich der Künstlerstolz, zugleich kam ihm der Gedanke, wie wenn der dein Nebenbuhler wäre? Das mußte er wissen, koste es was es wolle. Er richtete sich daher, Zeit und Raum und Ort gänzlich vergessend, mit eins in die Höhe, warf die um ihn spielenden Affen auf die Seite, eilte auf Tamino zu, den er an der Brust packte und fragte ihn mit gräßlicher, durch die Löwenmaske verstellter Stimme: „Zum Henker Herr, ist Emilie Siebenthal Ihre Frau?“

Der gute Prinz war sprachlos vor Erstaunen, sich von einem Löwen so apostrophirt zu hören. Das unbändige Gelächter des Publikums ersparte ihm indes die Mühe zu antworten. Der ungeduldige Löwe schüttelte ihn jedoch so

kräftig, daß er, der einen Rasenden in der Maske glaubte, um Hülfe schrie. Die Schauspieler eilten in die Coulissen, das Orchester schwieg, Bären und Affen packten den König der Thiere am Schweif, um ihn zurückzuziehen. Die Löwenhaut, die schon oft die Bühne betreten haben mochte, konnte den vereinten Anstrengungen der animalischen Mitwelt nicht widerstehen. Sie plagte entzwey und gab ihrem derzeitigen Inhaber Freyheit, mit Hinterlassung seines königlichen Schweifes, nach der Garderobe zu eilen, um seine Beute zu suchen. „Emilie!“ rief ein Mann im Oberrock der Sängerin zu, die vor dem Ungeheuer, von oben als Löwe, von unten als Mensch zu betrachten, in seine Arme flüchtete. In einem Sprunge stand Felix zwischen den beyden, allein kaum hatte er Pamina angesehen, so sagte der König der Wälder, unter höflicher Verneigung, „o verzeihen Sie gütigst, ich glaubte Sie wären Emilie Siebenthal.“ Der schnell herabrollende Vorhang erstickte das Gelächter auf dem Theater über den närrischen Löwen, der Emilie Siebenthal sucht, und als er vor ihr steht, sie nicht dafür erkennen will. Inzwischen war die Wache aufs Theater geeilt, und hatte die naturhistorische Seltenheit unter Verwahrung genommen. Man verständigte sich nun schnell. „Sie sind Felix Titippi!“ rief der Mann im Oberrock, ihn umarmend, „o dann wollen wir noch heut recht froh seyn. Ich bin Emilie's Bruder, Karl Siebenthal, diese Emilie dort meine Frau.

Meine Schwester ist ebenfalls hier. Aber nun geschwind hinaus und das Publicum um Verzeihung gebeten, Ich gelte etwas hier, vielleicht glücklich es. Gehn Sie einsteuilen auf die Wache!" Felix gieng, und Siebenthal eilte aufs Proscenium. Der Lärm schwieg sogleich, als er folgendermaßen anhub:

„Der berühmte Tenorist Filippi, mit meiner Schwester Emilie versprochen, kömmt heut Abends hier an. Auf dem Comödienzettel sieht er den Namen Emilie Siebenthal, hört, daß die Sängerin verheyrathet ist, glaubt seine Braut ungetreu und erkaufte sich die Stelle des Löwen, um mit eigenen Augen sein Unglück zu sehn. Aus dieser Verwechslung meiner Frau mit meiner Schwester, die beyde Emilie Siebenthal heißen, ist die lächerliche Begebenheit entstanden. Tief beschämt wagt Filippi nicht, das geehrte Publikum persönlich der gemachten Störung halber, um Verzeihung zu bitten, sondern geht, den Gesetzen sich un-terwerfend, mit der Polizey nach der Wache.“

„Bravo, Bravo!“ riefen hundert Stimmen. Die Oper konnte fortgespielt werden, und Filippi mußte ein paar Stunden in der Wachtstube aushalten, wo ihn Siebenthal nach der Vorstellung abholte.

Wer könnte es wagen, die Freude des Wiedersehns zweyer Liebenden zu schildern? Felix und Emilie empfanden sie in vollem Maasse, indes Bruder und Schwägerin,

die Kostbarkeit solcher Momente aus eigener Erfahrung schätzend, bemüht waren, sie ihnen ungestört genießen zu lassen. Als sich die Familie wieder versammelte, erzählte Emilie die Jüngere, daß sie, als die Freunde, die sie nach Italien begleitet hatte, ihren Zweck erreicht sahen, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt daselbst, mit ihnen gern wieder nach Deutschland zurück gereist, unterwegs aber auf einigen Bühnen mit großem Beyfall aufgetreten sey. Leider hatte sie auch den Tod ihrer Wohlthätlerin, der wackern Madame Fink, zu berichten. Aber recht als sollte keine trübe Empfindung den Himmel der beyden Glücklichen umwölken, liefen in einer Stunde nicht nur Emilien's Briefe an Felix, die man ihm von G. . . nachschickte, sondern auch an den letzteren ein Schreiben des Fürsten St. . . ., seines Gönners ein, worin ihm dieser die Gründung eines stehenden Theaters und einer fürstlichen Capelle, nebst seiner Ernennung zum Capellmeister unter äußerst vortheilhaften Bedingungen notificiren ließ. Die Freude war allgemein, und wenn Filippi's Entzücken über seines Mädchens Reiz jeden Augenblick höher stieg, so konnte er sich doch auch nicht verläugnen, daß sowohl Emilien's Bruder, als dessen Gattin, zu den liebenswürdigsten Menschen gehörten.

Am andern Tage erhielt Emilie einen Brief vom Executor des Fink'schen Testaments, worin ihr auszugsweise bekannt gemacht wurde, die verstorbene Charlotte Fink

habe die von der Pfeiffer'schen Handlung vergleichungsmäßig zu erhaltenden 10,000 Thaler Emilien Siebenthal unter der Bedingung vermacht, daß dieselbe Herrn Felix Pfeiffern die Hand reiche. Wer mahlt Emilien's und ihrer Freunde Schreck und Verwunderung. Freylich war sie fest entschlossen, eher eine Million zu verlieren, als Pfeifferlieb die Hand zu reichen, und eben so gewiß war es, daß Felix Emilien nicht verließ, wenn sie auch keinen Kreuzer besessen hätte. Indesß war das Object zu bedeutend, um es so ohne weitere Bemühung verloren zu geben. Die Rechtsgelehrten riethen zu gütlichem Vergleich, indem es eine äußerst schwierige Sache sey, den Beweis zu führen, daß die Erblasserin sich verschrieben, und Felix Filippi anstatt Felix Pfeiffer habe schreiben wollen. Emilie entschloß sich endlich, diesen letzteren selbst deshalb anzugehn. Allein nach wenig Tagen erhielt sie ein Antwortschreiben von ihm, worin er förmlich um ihre Hand anhielt, im Fall einer abschlägigen Resolution aber sogleich provisorisch erklärte, daß er die 10,000 Thaler nicht herausgeben würde. Man sah einander doch etwas betreten an, allein Siebenthal heiterte sie auf, rieth ihnen, des schmutzigen Pfeifferliebs so wie seines Geldes nicht weiter zu gedenken, sondern sich sofort trauen zu lassen, und dann dem Fürsten St. . . , bey dem Felix ja so in wenig Wochen eintreffen mußte, von allem Nachricht zu geben, und ihn um seine Verwendung zu bitten. Der Rath fand

allgemeinen Beyfall. Filippi meldete seine Verbindung und bat um die höchste Genehmhaltung, die ihm, nächst einer fürstlichen Gratification zugesendet ward. Indes war er und Emilie ein glückliches Paar geworden, und beyde reisten unter den Segenswünschen ihrer Anverwandten der neuen Bestimmung entgegen. Ihr Empfang am Hofe war so leutselig, daß Emilie den Muth hatte, dem Fürsten sogleich die Pfeiffersche Angelegenheit vorzutragen. Der Fürst wägte alles genau ab, und gab wenig Hoffnung; indes meynte er, so wie Felix ihm Pfeiffern schildere, wolle er doch einen Versuch machen. Einige Zeit verfloss, ohne daß die jungen Gatten im ersten Krausch der Liebe jener Angelegenheit wieder gedacht hätten. Aber eines Tages schickte der Fürst seinem Capellmeister ein Zeitungsblatt, worin er einen Artikel roth angestrichen hatte. Felix las mit dem höchsten Erstaunen:

St. . . den 17 May. 17 . .

Se. Durchlaucht unser gnädigster Fürst haben dem Banquier Hrn. Gottlieb Pfeiffer, wegen der in Betreff des Fink'schen Legates bewiesenen edeln Uneigennützigkeit, das stempelfreye Prädicat eines fürstlichen Kammerathes und ein in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Handschreiben nebst einer großen, goldenen Denkmünze überreichen lassen, auf deren Avers des Hrn. Pfeiffers wohlgetroffenes Bildniß mit der Umschrift:

Gottlieb Pfeiffer, auf dem Revers aber ein Eichenblätterkranz und in demselben die Worte: „dem Verdienste seine Kronen,“ zu lesen sind.

Beygefügt war ein Brief Pfeifferlieb's an den Fürsten, worin er für die erzeigte Huld auf das lebhafteste dankt, die erhaltne Münze den schönsten Schmuck seines Cabinets nennt, und zugleich die Absendung der 10,000 Thaler an die fürstliche Rentkammer anzeigt.

Emilie und Filippi wollten sich dem Fürsten in dankbarer Nührung zu Füßen werfen; aber dieser gestattete es nicht. Dagegen asscurirte er ihnen das Capital auf eine unverlegbare Weise und sagte dabey lächelnd: „ohne des verwünschten Pfeifferliebs Schwäche für sein Thalercabinet waren die 10,000 Thaler unweigerlich verloren!“

Carl Borromäus Baron von Miltig.

Die Geselligkeit.

Geselligkeit, du Tochter zarter Sitte,
Mit mildem Reiz strahlt deine Lichtgestalt,
Du führst den Menschen in der Menschen Mitte,
Entreißest ihn der Einsamkeit Gewalt;
Es ist nicht mehr die dicht verbaute Hütte,
Der Kreis der Häuser ist sein Aufenthalt,
Dort giebt und nimmt Empfindung er und Liebe,
Und edelt so die ersten wilden Triebe.

Dein Zauber hat mit niezerrißnen Banden
Gekettet fest des Menschen alt Geschlecht,
So wie sie sich in deiner Obhut fanden,
Entsloh der Troß, der sonst sich wild erfrecht,
Nicht macht der Stärkere, Schwache nun zu Schanden,
Die wahre Freyheit ist allein das Recht,
Es blüht allein in deinem fruchtoreichen Schooße
Und ihm verschwifert ist das wahre Große.

Der schönen Künste Mutter bist du worden,
Du brachtest sie zum Lebensglück hervor,
Du tönest in harmonischen Accorden
Bey froher Tänze bunt verschränktem Chor,

Dir öffnen sich der Dichtkunst goldne Pforten,
Dir steigt der Baukunst schlanke Säul' empor,
Gedeihend unter deiner sanften Milde
Verschönern sich zu Gärten die Gefilde.

Und aus den großen Kreisen sondern wieder
Sich Kleinere zu deines Namens Preis,
Da hüpfet der Scherz, da tönen muntre Lieder,
Da pflanzt die Lust ihr schönstes Blütenreis,
Da schwebt die Zeit auf Rosenschwingen nieder,
Froh schlägt das Herz; zum Jüngling wird der Greis,
Und neben Ceres, neben Bacchus Gaben
Glücks nur der Lieb' den Vorrang noch zu haben.

Vergessen sind des Tages trübe Falten,
Die heitre Stirne schmückt ein frischer Kranz,
Kein Unmuth kann sich unter Frohen halten,
Des alten Streits vergift das Herz so ganz,
Es weckt die Lust die Jungen wie die Alten
Und Jugendzeit entblüht im Strahlen = Glanz,
Und Herzen Herzen freudig sich verschwistern,
Daß traulich alle singen, schwätzen, flüstern.

So lenkest mit dem Thyrsusstab der Freude
Geselligkeit! der Menschen Herzen du,

Sie sind nicht mehr der bösen Sorgen Beute,
Denn Freunde führst du ihnen freundlich zu,
Und auf ein froh durchlebtes schönes Heute
Giebst du des Morgens süße holde Ruh,
Du lösest sanft mit muthigem Erheben
Die Dissonanz in jedem Menschen = Leben.

O! welch ein Glück! dem Kreise zu gehören,
Wo du dir aufgebaut den reichen Thron,
Wo dich in trauter Freunde vollen Chören
Erhebt des Jubels niegestörter Ton.
Ja hier, wo wir zur Freude Panner schwören,
Giebst du uns Siege vor dem Kampfe schon;
O! Dank dir schöner Kreis der mich umschlungen,
Dir tönen ewig meine Huldigungen.

Th. Hell.

Schiffbruch meines Liebesglücks.

Auf den sanftbewegten Wellen,
Gleitete mein Schiffchen hin,
Meine Seegel, hoffnungsgrün
Sah ich von den Lüften schwellen.

Plötzlich Wolken meinen hellen
Heitern Himmel überziehn,
Wie gepeitscht die Wogen fliehn,
Die mir jetzt das Schiff zerschellen.

Keine Rettung sah ich schimmern;
Dennoch hielt' ich an den Trümmern
Meines Schiffeins noch mich fest. —

Ruhig wird's, — das Morgenroth
Strahlt auf's Neu', — ein sanfter West
Trägt an's Land mich — — aber todt. —

Castelli.

Ja und Nein.

War es Ein's, dich sehn und lieben?
Oder ward ich erst entbrannt,
Als du dich mit geist'ger Hand
In mein Herz dich eingeschrieben?

Dieses, in der Träume Reich,
Fragt' ich jüngst, dich fest umschließend;
Und in leichten Dufte zerfließend
Sprachst du Nein und Ja zugleich.

Und ich sann — doch da Verneinung
Stets Bejahung widerspricht,
Sann ich und erfann doch nicht
Dieses Widerspruches Einung.

Also mit mir selbst im Streit
Rief ich endlich: O Empfindung!
Bringe du mir in Verbindung,
Was im Denken sich entzwey't.

Sprich! war's Ein's Sie seh'n und lieben?
Und im Herzen klang es: Nein!
Wahrhaft nahm Sie erst mich ein,
Als Sie hier sich eingeschrieben.

Und zugleich auch klang es: Ja!
Eines war's Sie seh'n und lieben,
Weil ich ja hier eingeschrieben
Wahrhaft erst die Holde sah. —

Kann nun dieses Herz verbinden
Ja und Nein in Liebesglut,
Hat es auch zu hoffen Muth,
Ja in deinem Nein zu finden.

Ludwig Robert.

Machen Sie mir ein Gedicht!

Deine Kleider
Kann der Schneider,
Hauben, Hüte, Bänder,
Kann der Modehändler,
Und der Juwelier
Dein Geschmeide dir,
Und ein Andrer andre Sachen,
Die du wünschest, machen.
Aber ein Gedicht,
Rein, das macht man nicht;
Das entstehet, das gestaltet
Im Gemüth sich, am Gemüthe,
Wie am Frühlingslicht die Blüthe
Sich erschließet und entfaltet. —
Wirf ein liebevolles Wort
Hoffnungsreich als Saamen fort,
Leuchte dann mit süßen Blicken,
Und in wenig Augenblicken
Wird sogleich aus sel'gen Träumen
Mir ein Zauberlied entkeimen
Und voll Liebe und voll Leben,
Aus der Dichtung Heiligthume,
Eine würzig = bunte Blume
Dankebar dir entgegenschweben.

Ludwig Robert.

Rudolf und Kenneli.

Von

C. H. F. Posselt.

1.

Kenneli sprach zu ihrer lieben Pflegemutter Gertraud:
„Rudolf kommt nun gewiß recht bald. Er hat uns ja
viel zu lieb, als daß er uns in der Nacht sollte allein las-
sen können. Die Sonne will bald scheiden, und die Glets-
cherspitzen leuchten schon wie rothes Gold. Vor Einbruch
der Nacht ist er da, das versprech' ich Euch.“ Und nach
einer Weile sprach sie wieder: Mutter, ich bitte, laßt mich
ihm entgegen gehn, nur bis hinunter an den Wallnuß-
baum. Von da sieht man so weit den Weg entlang, und
werd' ich seiner nur erst von ferne gewahr, dann wink' ich
ihm und dann kommt er viel schneller heran und wir sind
alle beyde desto früher wieder bey Euch.

Mutter Gertraud, die dem lieben Kinde überhaupt nicht
gern eine Bitte versagte, gab ihre Einwilligung. Kenneli
stellte erst die blankgeputzte Lampe vor sie hin auf den ei-
chenen Tisch, und langte vom Gesims ein schweres, silber-
beschlagenes Buch, das viel wunderbare und erfreulich trös-
tende Heiligensagen enthielt, und das im Hause als ein
köstlicher Schatz geachtet war. Das schlug sie vor der Mut-
ter auf, damit ihr das Harren auf ihre Kinder nicht so
beschwerlich falle.

Und nun erst gieng sie, nachdem sie einen so umständlichen Abschied genommen, als ob es einer langen Trennung gälte, langsam, ein Liedchen mehr denkend als wirklich singend, den schmalen Fußpfad abwärts.

Die letzten abschiednehmenden Sonnenlichter spielten recht anmuthig über die jugendlich rothen Wangen des Mädchens, über die langen blonden Haargeflechte und über die ganze Gestalt, die sich in der knappen Schweizerkleidung auf das zierlichste ausnahm.

Kenneli war nun am Wallnußbaum angekommen, und schaute den Weg entlang nach Rudolf, der in das nächste Städtchen gegangen war, um für den Hausbedarf mancherley zu kaufen. Die Straße war leer und blieb immer leer, doch von der andern Seite her ließ sich ein Gesang vernehmen, und da derselbe näher und näher herantönte, konnte Kenneli deutlich die folgenden Worte verstehen:

Durch Zukunftschleier bricht
Glänzender Thaten Licht
Kränze verheißend.
Dich auch bestaunt die Welt,
Dich, den gewaltigen Held,
Fürchtend und preisend.

Sage nur Lebewohl,
Sag Allem Lebewohl;

Rasch in das Leben!
Wind' aus dem Traum dich los,
Der dich im Heimaths Schoos
Dunkelnd umgeben.

Der also gesungen, trat jetzt aus dem Gebüsch hervor, das seinen Pfad bis dahin verdeckt hatte, und Kenneli sah, daß es kein Anderer als Rudolf war. Sie lief ihm fröhlich entgegen, aber zwey Schritte von ihm blieb sie stehen, weil er so gar befremdlich aussah.

Seine Wangen brannten hochroth vom ungestüm raschen Wandern, auch wohl von dem Liede, das er gesungen, und die blitzenden Blicke waren nur nach den fernsten Bergen und nach den im Abendroth schwimmenden Wolken gerichtet.

Erst jetzt ward er sein Mühmchen Kenneli gewahr und begrüßte sie zwar freundlich, doch war ihm anzusehen, daß er lieber noch länger allein geblieben wäre.

Kenneli sprach: Ey lieber Rudolf da habe ich schon lange nach dir ausgesehn, und nun kommst du so unerwartet von dort her. Du bist gewiß erst noch im Kloster gewesen, und weißt doch, daß die Mutter es nicht gern hat. Du sollst uns nicht so lange allein lassen!

Rudolf antwortete: Wie wäre es denn, Kind, wenn ich einmal recht weit hinaus wanderte, und käme zu Nacht nicht wieder und das ganze Jahr nicht — wohl erst nach langer, langer Zeit.

Kenneli. Da fändest du die Mutter und mich ge-

wißlich todt. Bitte, Rudolf, sprich nicht so. Was sollte denn aus uns werden, hier ganz allein in dem abgelegenen Hause? und was aus dir in der fremden Ferne, wo dich keiner kennt und keiner lieb hat?

Rudolf. Was Euer Alleinbleiben anbelangt, dafür wäre wohl Rath zu finden. Und ich? — D es ist einmal ein Heer von vielen tausend Griechen hinausgezogen, weit übers Meer, um eine Stadt zu zerstören, Troja genannt, und die Stadt hat zehn Jahre lang ihrer Gewalt widerstanden, und bis sie nicht überwunden war, ist an Heimkehr nicht zu denken gewesen. Und in dem großen Griechensheere ist wohl manch ein Sohn und Bruder gewesen, der Heimath und Verwandten Aße sagen mußte. D es hat ihnen wehe gethan, wenn Mütter und Schwestern und Bräute sie nicht aus den Armen lassen wollten, aber sie haben sich doch losgewunden, und nun klingen ihre Thaten in herrlichen unvergänglichen Liedern über die Erde.

Kenneli. Ach Gott! nun verstehe ich erst das Lied recht, das du vorhin gesungen hast. Du willst wohl wirklich von uns und ein Kriegermann werden? Daß du als ein solcher sehr herrlich anzusehen seyn müßtest, glaube ich sicherlich, besonders wie du heute da vor mir stehst. Aber denke nur, lieber Rudolf, wie es schön wäre, wenn du immerfort bey uns bliebest, wenn wir so einträchtig mit-sammen lebten und fromm, bis wir im Himmel wieder bey einander wären. Sieh, Rudolf, ich weiß nicht viel von

dem Leben und Treiben in der Welt, in die du hinaus willst, aber ich denke in dem bunten Gewirr, zumal wenn man hoch steht und recht wirksam mit hineingreifen will, kann man gar leichtlich abirren vom rechten Wege. Wenn dich der Glanz da draußen verlockte, und wenn du gar nicht wieder zu uns kämest, ach Rudolf, vielleicht auch im Himmel nicht! —

Kenneli konnte vor Weinen nicht weiter sprechen, und auch Rudolf wurde weich. „Tröste dich nur, lieb Kenneli,“ sprach er, „ich bin ja jetzt noch bey dir, und wer weiß, ob es mit meinen Träumen jemals ein Ernst wird.“

Kenneli. Da mußt du nun gar nicht mehr zum Pater Abraham gehen, denn der ist allein Schuld, wenn wir dich verlieren. Und nur von den Heldengeschichten, die er dir erzählt, können dir ja so hochfahrende Gedanken kommen. Und dem Pater ist ohnehin niemand gewogen, weil er so abschreckend verschlossen und so streng ist.

Rudolf. Dem Pater Abraham sind freylich die Meisten nicht gut, weil er nicht einen Jeden würdig hält, sich so mit ihm zu befassen, als mit mir. Kenneli, wenn du ihn nur einmal erzählen hören solltest von uralten Heldenzeiten, vom Radmus und Achill und von dem Argonautenzuge, oder vom König Antus, vom Sigurd Schlangentöchter und von dem gewaltigen Roland. Da muß einem ja das Herz hell aufflammen im Verlangen nach ruhmbringenden Abentheuern und nach Sieges- und Minnekränzen.

Kenneli. Und wenn die Kränze nun auch wirklich um deine Stirn gewunden sind, Rudolf, und deine arme Mutter hat sich unterdessen zu Tode gehärmt?

Rudolf. Meine Mutter — ja meine Mutter. Kenneli, ich will dich jetzt etwas fragen, aber du mußt davon gegen Niemanden ein Wörtlein verlauten lassen. Weißt du denn auch ganz gewiß, daß Frau Gertraud wirklich meine Mutter ist? Hat sie niemals etwas davon gesagt, vielleicht halb ohn' es selbst zu wollen, als sey ich nur ihr Pflegekind?

Kenneli. Wie kommst du auf solche Gedanken, Rudolf? davon hab' ich nimmermehr auch nur das Geringste geahnet, und wenn die Mutter jemals erführe, was du da gesprochen, so müßte sie sich bitterlich darüber kränken.

Rudolf. Eben darum, Kenneli, schweig mir ja ganz still und sage der Mutter überhaupt kein Wort von dem, was wir heute zusammen gesprochen, und vergiß auch du es lieber ganz und gar, denn es ist ja noch sehr zu bezweifeln, daß ich jemals über diese Berge hinaus komme.

Besonders um der letzten Worte Willen versprach ihm Kenneli gern zu thun, was er begehrte, und die Beyden giengen nun Hand in Hand hinauf nach der Hütte.

Mutter Gertraud war indessen beym Lesen eingeschlummert; als aber ihre lieben Kinder die Thür behutsam öffneten, erwachte sie gleich, und so Rudolf als Kenneli umfiengen sie grüßend und küßend.

Seit dem nur eben erzählten Gespräche schienen Rudolf und Kenneli einander noch etwas fremder geworden zu seyn, als sonst. Denn die herzinnige Geschwistervertraulichkeit ihrer früheren Jugend war schon seit zwey Jahren mehr und mehr von ihnen gewichen, und zwar durch Rudolfs Schuld allein. Das war folgendermaßen zugegangen.

Mutter Gertraud, welche früh zur Wittve geworden war, wohnte in ihrer Hütte, die ganz einsam am Fuße des Gotthardberges lag, allein mit ihrem Sohne Rudolf und mit ihrer Schwester Kind, Kenneli, die in zartester Jugend Vater und Mutter verloren hatte, und von Frau Gertraud zur Tochter aufgenommen worden war, daher sich die beyden auch niemals anders als Mutter und Tochter nannten. Die Heerde, die sie besaßen, gab allen Dreyen wo nicht reichlichen, doch genügenden Unterhalt.

Rudolf, der etwa zwey Jahr älter war, als Kenneli, mußte sich keine größere Freude, als für die kleine Muhme nach seinen Kräften sorgen zu helfen, und das artige Kind bald mit einem netten Spielwerke, bald mit einem lieblich bunten Märchen zu erfreuen und es vor jedem Unfalle auf das achtsamste zu bewahren. Dafür hieng aber auch Kenneli mit ganzer Seele an Rudolf, und

die beyden Kinder wuchsen zu Vertrauds Freude in fröhlicher Eintracht auf.

Als Rudolf siebzehn Jahr alt geworden, hörte man in der Gegend viel von einem sonderbaren Mönche sprechen, der eben erst im nahen Minoritenkloster angekommen war, und den man Pater Abraham nannte. Man sah ihn selten außer dem Kloster, und wenn er ja einmal in die Welt herauskam, da wich man ihm gern aus, denn die Meisten trugen schon einige Scheu vor seiner stolzgehaltenen fast übergroßen Gestalt und vor dem sehr strengen und verschlossenen Ernste, der auf seinem greisen Angesichte lag. Und aus seinem Munde kam kein einzig liebeiches Wort. Wenn sich anfangs Einer vertraulich um Rath oder Trost bittend zu ihm wandte, machte er ihn wohl noch muthloser durch kalt niederschmetternde Worte, die nicht wie heilig strenger Eifer, sondern fast wie verachtender Hohn klangen. Ueberhaupt schien es, als sey er nicht Mönch geworden, um seine Brüder zu trösten, zu erbauen und zu bessern, als um mit der Außenwelt in keine fernere Berührung zu kommen. Ja die recht viel von ihm zu wissen meynten, behaupteten wohl, er sey ein gewaltiger und berühmter Kriegs- oder Staatsmann gewesen, dem irgend ein großes Unternehmen entweder misslungen oder mit Undank belohnt worden sey.

Rudolf weidete einstmals seine Heerde hoch auf der Alp, als er den Pater Abraham kommen sah. Dieser res

bede ihn an, nach einer Pflanze fragend, die nur selten auf hohen Bergen der Schweiz zu finden ist. Rudolf wußte eine Stelle, wo sie wuchs, und brachte dem Pater davon bald mehr, als noth war. An den treuherzig freundlichen Reden Rudolfs schien der Mönch ein besondres Wohlgefallen zu finden, und sprach lange mit ihm. Zulezt hieß er ihn zu sich ins Kloster kommen, wo er ihm seltene Bilder und sonst noch mancherley Schönes zeigen wolle.

Rudolf erzählte den Vorfall der Mutter, und diese fand anfangs einiges Bedenken, den Gang ins Kloster gutzuheißen. Rudolf aber ließ mit Bitten nicht eher nach, bis es ihm vergönnt wurde, den sonderbaren Mönch zu besuchen. Als er zum Pater Abraham kam, nahm ihn dieser mit sich in seine Zelle, und schlug alsbald ein großes Buch auf, aus welchem den verwunderten Knaben die schönsten, hellfarbigem mit Gold verzierten Bilder anlächelten. Dazwischen standen zierlich geregelte Schriftreihen, und auf diese zeigend frug Pater Abraham: Verstehst du auch die Geschichten zu lesen, mein Sohn, die zu den Bildern gehören?

Sieh, lieber Rudolf, jetzt stehst du vor den hellen Gestalten hier, wie ein gänzlich Gehörloser in einer Versammlung von hochbeachtenswerthen Menschen. Sie bewegen sich zwar vor seinen Augen in all ihrer erfreulichen Herrlichkeit, aber ihm bleibt verborgen, was sie eigentlich wollen und thun.

Rudolf antwortete: Meine Mutter ist von einem geistlichen Herrn erzogen und unterrichtet worden, der ihr Oheim war, und diese hat mich im Lesen unterwiesen. Hierauf begann er, freylich schüchtern und mit etwas ungewisser Stimme, aus der schönen Handschrift vorzulesen. Pater Abraham aber unterbrach ihn bald, und begann ihm zu erzählen, was in derselben enthalten war. Es war die wunderbare Geschichte vom Herrn Hüon von Bourbeaur, und Rudolf hörte mit staunendem Aufmerken, wie der kühne Ritter ganz allein dem Sultan von Bagdad Troz geboten, und seine schöne Tochter siegreich mit sich geführt. Zuletzt sprach der Mönch noch: Sieh, ich habe noch mehr solche Bücher und weiß viel herrlichere Geschichten zu erzählen. Wenn du nur den rechten Sinn dafür hast, so sollst du bald in eine Wunderwelt schauen, von der du in deiner Einfalt noch niemals etwas geahnet hast.

Rudolf war nun oft im Kloster, und Gertraud und Kanneli erfreuten sich an den wunderbaren Sagen, die er immer von dorthier mitbrachte. Des Lesens ward er bald noch viel kundiger denn vorher. Kanneli hatte es von ihm eifrig gelernt, und die beyden Kinder versuchten auch ofimals, die Schriftzüge selbst nachzubilden.

Je mehr aber Rudolf von den vergangenen Heldenzeiten erfuhr, und je länger er überhaupt um den Pater Abraham war, desto weniger konnten Mutter und Schwester mit ihm zufrieden seyn. Er liebte zwar beyde noch

so herzlich, als vormals, nur ward er oft in tiefem Nachsinnen betroffen, und sein kindlicher Sinn und seine Frömmigkeit schien nicht mehr so rein als vormals zu seyn. Es war sehr wahrscheinlich, daß er manches verschwieg, was der Mönch mit ihm redete, der freylich von den meisten Dingen viel anders denken mochte, als andre Menschen.

Es mochte ungefähr ein Jahr seyn, seit er mit dem Vater Abraham umgieng, als die folgende seltsame Begebenheit sein Gemüth noch mehr aufregte, und den stillen, heiterkindlichen Sinn, der vormals in ihm gelebt, fast gänzlich verschlechte.

Er war eines Morgens ganz allein in der Hütte, da klopfte es draußen auf einmal heftig und laut, und als er öffnete, trat ein Mann herein, an Kleidung und Gesichtsfarbe leicht für einen Italiener zu erkennen. Rudolf war über die unversehene Erscheinung etwas betreten, wozu das Aussehn des Fremden nicht wenig beytrug. Er war nicht groß von Gestalt, die eine Schulter merklich höher als die andre. Die kleinen, blißenden Augen schweiften unstät umher, und sein krauses Haar spielte ins Röthliche.

Er bat mit äußerst geschmeidigen Worten um die Vergünstigung, hier ein wenig ausruhen und sich vor dem Regenwetter bergen zu dürfen. Als ihm Rudolf gastfreundlich einen Becher mit Milch herbeybrachte, nahm er schnell eine Kürbisflasche zur Hand, die ihm am Bande zur Seite hing, und holte aus seiner Reisetasche einen kleinen, zier-

lich gearbeiteten goldenen Becher hervor. Einschenkend sprach er: An Getränk mangelt es mir nicht, vielmehr bitte ich Euch, mein junger Wirth, mir freundlich Bescheid zu thun. Rudolf trank und fühlte sich bald durchglüht, wie nie vorher, von dem feurigen Weine des Fremden.

Dieser sieng unaufgefordert zu erzählen an, daß er Prospero genannt und ein Maler aus Italien sey, jetzt aber hinüber nach Deutschland gedenke, weil seine Heimath von innerlichen Krieger auf das störendste zerrissen werde.

Rudolf mußte dabey an die Kämpfe in seinen Heldensbüchern denken und sprach: O da müßt Ihr ja recht vieles Hochwichtige zu erzählen wissen?

Erzählen! sprach der Fremde, das Haupt bedächtlich wiegend, Ja und nein, mein junger Freund. Um die blutigen Kämpfe der Partheyen kümmert der Sohn der heil'gen Kunst sich wenig, ja er sucht sogar jeder Kunde davon möglichst auszuweichen. Wenn Euch aber sonst mit einer verwunderlichen Geschichte gedient ist, so kann ich Euch zufrieden stellen. Es fällt mir eben eine solche bey, die sich vor nicht zu langer Zeit hier in Eurem Lande zugetragen hat.

Rudolf setzte sich erwartend zu ihm, und der Italiener begann:

In Italien lebt ein Herr, den man wegen seiner Macht und seines Heldenthumes gewöhnlich nur den gewaltigen

Grafen nennt. Sein Geschlecht aber beharrt in erbitterter Feindschaft mit anderm, das ebenfalls zu den edelsten Italiens gehört. Der Groll zwischen beyden Häusern ist so lang verjährt, daß beynah seine erste Ursache vergessen ist, aber durch ewig wiederholte Beleidigungen von beyden Seiten wird er immer lebendig glühend erhalten.

Einstmals führte den gewaltigen Grafen ein wichtiges Geschäft nach Zürich. Er hatte es auch bald nach Wunsch vollbracht, aber er wurde in der Stadt festgehalten, theils von der zauberischen Umgegend, theils von den schwarzen Augen einer Dame, die er daselbst kennen lernte. Sie sagte, daß sie die Wittve eines italischen Kaufherrn sey; er selbst hielt es nicht für gerathen, seinen wahren Namen bekannt werden zu lassen, und nannte sich hier Marchese Udalrici.

Die Augen der reizenden Frau verweilten immer länger und günstiger auf Udalrici's kräftig schöner Gestalt, und er warb mit all seiner Liebenswürdigkeit so lang' um sie, bis sie auf das Innigste vertraut mit einander wurden.

Als er eines Morgens von ihr gehen wollte, hielt sie ihn noch zurück und sprach: Es ziemt mir nun nicht länger, o mein innigstgeliebter Freund, daß ich vor dir irgend ein Geheimniß habe. Wisse denn, daß ich an Geburt dir gleich, ja über dich erhaben bin. Sie nannte ihren wahren Namen, welcher eben der von Udalrici's gehasteten Widersachern war. Der Graf zuckte seinen Doldh, die Fein-

din, die ihm das Herz gestohlen, mit dem Tode zu strafen! Aber seines Ruhms und seiner Ritterehre gedenkend, besann er sich augenblicklich eines Bessern. Er fügte ihr nichts Leidens zu, als daß auch er ihr seine Abstammung entdeckte, wohl wissend, daß diese Kunde ihr ganzes künftiges Leben verbittern müsse. So kam es auch. Sie giengen schweigend auseinander, und haben sich niemals wieder gesehen. Die Unglückliche hat einen Sohn geboren, und eine fernwohnende Bäuerin durch reiche Geschenke vermocht, ihn als ihr eigenes Kind zu erziehen. Weder ihren noch des Vaters Namen hat sie der Bäuerin genannt. Sie soll noch gesagt haben: Wenn der Knabe heranzwächst und wenn des Vaters Heldenblut in seinem Herzen glüht, dann fühlt er wohl von selbst, wess Ursprunges er sey, und sucht den Vater.

Prospero schwieg. Rudolf fragte begierig nach dem Namen des gewaltigen Grafen.

Prospero erwiderte: was kann Euch der Name nützen? und stieg ein anderes Gespräch an. In dessen Folge zog er aus der Reisetasche viel schöne bunthelle Bilder, meist von Schlachten oder von Ritterspielen, davor dem staunenden Rudolf das Herz in hoher Freude schlug.

Endlich sprach er: Du gefällst mir außer Maßen wohl, mein zierlicher Knabe, und ich möchte dich gern abbilden, dafern du doch nur eine kurze Zeit ruhig halten willst. Das versprach Rudolf gern. Prospero nahm ein Perga-

mentblatt und einen Stift zur Hand, und fieng eifrig zu zeichnen an. Rudolf sah mit Erstaunen, daß unter Prospero's Händen sogleich ein buntfarbiges Bild entstand; er wußte nicht, ob der Maler mit unbegreiflicher Schnelle die Zeichenstifte wechselte, oder ob er durch einen einzigen so mannichfache Farben hervorbrächte.

Als ihm Prospero das fertige Blatt vorhielt, sprach er verwundert: das bin ja ich nicht, Herr! und gleichwohl bin ichs wieder. — Auf dem Pergamente stand die sonnenbeglänzte Gestalt eines jungen Ritters in edler Stellung mit gebogenem Schwerte, das Gesicht aber war Rudolfs. Sprechend: Ihr seyd es und seyd es nicht, nachdem es kommt, fuhr Prospero mit einem Tuche leicht über die Schilderey hin, von der auf dem glänzend weißen Blatte nun nicht die geringste Spur mehr weiter zu entdecken war. Hierauf raffte er seine Geräthschaften sehr schnell zusammen, und eilte, kurz Abschied nehmend, davon.

3.

Seit dem Besuche des Italieners konnte Rudolf den Gedanken fast gar nicht mehr verbannen, daß wohl er selbst der Sohn des gewaltigen Grafen sey, und er hätte sich alsbald aufgemacht, seinen Vater zu suchen, wenn ihm nicht noch mancherley Zweifel in den Weg getreten wären. Denn wenn er sah, wie Frau Gertraude ihn so von

ganzem Herzen lieb hatte, wie so besorgt sie immer um ihn war, wie sie nur ihn als die einzige Hoffnung ihres späteren Alters ansah, dann dacht' er wohl: Mein, solche Lieb', Sorg' und Treue wohnt nur im ächten Mutterherzen.

Wenn er aber allein war, hoch auf der Alp, da ließ er gern seinen Träumen ein freyes Spiel. Da ward ihm jede Felsklippe zum Castell, vor dem er als feindlicher Schaarenführer belagernd stand, oder das er mit wenig Getreuen gegen die Uebermacht wacker vertheidigte. Es schien ihm, daß er nun erst die Gefänge von den Thätern gewaltiger Helden, von ihrem gewaltigen Lieben und begeisterten Sterben recht verstehe, und das Verlangen nach ritterlichen Abenteuern ward zu solchen Stunden in ihm zur heißen, schmerzlichen Gluth.

Zum Pater Abraham gieng er noch öfter als vormals, und dieser selbst mußte oft über Rudolfs begeisterte Worte in Staunen gerathen. Den Besuch Prospero's hatte Rudolf dem Pater gänzlich verschwiegen, weil es ihm war, als dürfe er überhaupt mit keinem Menschen von diesem Vorfalle sprechen. Daß er es aber als ein Geheimniß so tief bewahrte und so unablässig darüber sann, machte ihn immer verschlossener, ja oft ungestüm und rauh gegen Gertraud und Kenneli. Die beyden betrübten sich innig über ihn, und sannan vergeblich nach der Ursache, die endlich nur Kenneli aus jenem Gespräch, mit dem diese Geschichte sich angefangen, errathen konnte.

Kenneli blieb ihrem Versprechen getreu, und schwieg von Allem, was sie vernommen hatte; nur bemühte sie sich seit jener Zeit noch eifriger, sich immer auf das nachgebendste gegen ihn zu bezeigen; sie sann beständig darauf, ihm irgend eine kleine Freude zu machen, ihn aufzuheitern, wenn er sich unfreundlich erwies, ob sie ihn dadurch vielleicht an Haus und Heimath fessele. Das merkte Rudolf wohl, und wußt' es ihr auch zuweilen herzlich Dank, oft aber kam ihm Kenneli's Beginnen wie Falschheit und eigennützig überdachter Plan vor, ihn nur von dem Wege zurückzuhalten, den er zu gehen bestimmt sey, und ihn an die kleinen Sorgen ihres Haushalts auf immer zu fesseln, und dann erbitterte ihn des Mägdeleins ach so innig sorgende Liebe.

Einst, als die Sonne kaum aufgegangen war, stand er hoch auf der Alp und wollte, mit der Armbrust bewehrt, noch höher hinauf, um Gamsen zu jagen. Da hörte er von unten Maulthiere mit ihren hellen Glöckchen klingend herankommen, und sahe bald eine Gesellschaft von vornehmen Reisenden, die über den Gotthard nach Italien gedachten. Der frische, klare Sommermorgen, durch welchen sie zogen, hatte sie alle heiter gemacht, und sie sangen und scherzten in aller Lust und Behaglichkeit.

Rudolf sah dem Verkehre der Reisenden eine Weile zu, dann plötzlich sich besinnend sprach er zu sich selbst: Herr Gott, die reiten in ihrer Heiterkeit so sorgenlos dahin,

und reiten vielleicht dem ganz nahen Tode entgegen. Wie eine Gemse sprang er von Klippe zu Klippe bergab, bis er fast odemlos vor dem Zuge stand. Hastig, in abgebrochenen Worten frug er: Ihr wollt über den Gotthard? Und als ein alter ritterlicher Herr ihm die Frage bejahete, fuhr er fort: So zieht nicht den gewöhnlichen Weg. Ihr müßtet dann durch eine Schlucht, und oben auf der Höhe lauert seit gestern eine Löwin, die jeden Augenblick herabzustürzen droht. Wenn Ihr mit Euren vielen Saumrossen des Weges gezogen kommt, begräbt sie Euch sicherlich in ewige Nacht.

Eine Dame, die in aller Schönheit der aufblühenden Jugend prangte, und die aller übrigen Herr zu seyn schien, sahe den Schweizerknaben verwundert an, und der Ritter sagte zu ihr: Er meynt eine Lawine, die Schweizer nennen das zuweilen so —

Da fragte die Dame Rudolphen: So müssen wir wohl gar Tagelang warten, bis die Löwin von selbst herunter gestürzt ist?

O nein, das müßt Ihr nicht. Ich will Euch einen andern Weg zeigen, der freylich etwas weiter ist, und nur gerade jetzt im Sommer eine kurze Zeit gangbar. Ihr dürft Euch kühnlich auf mich verlassen, denn ich kenne jeden Stein in diesen Bergen.

Die Dame sprach zu ihrem Gefolge: Der Jüngling sieht so treu und zuversichtlich aus, daß wir uns seiner

Führung wohl vertrauen können. Drauf zu Rudolf gewandt fuhr sie fort: So geleit' uns denn nur auf deinem Wege, an einem reichen Lohne soll es dann schon nicht fehlen.

Rudolf schritt nun wacker voraus, nach dem wunder-schönen Frauenbilde oftmals zurückblickend. Sie waren noch nicht weit gezogen, da hörten sie seitwärts ein gewaltiges Rollen und Brausen. Rudolf sich zurückwendend sprach: das ist die Löwin, und jetzt wäret Ihr eben an dem Todesplatze gewesen. Die Dame ward etwas bleich und faltete nur schweigend auf einen Augenblick die Hände.

Endlich waren sie an die Stelle gekommen, wo der Nebenpfad mit dem Hauptwege wieder zusammenstieß, und Rudolf wollte von den Reisenden Abschied nehmen. Da winkte ihn die schöne Herrin zu sich, sprechend, daß dem freundlichen Helfer ja auch sein Lohn gebühre. Sie zog den weißen Handschuh ab, um ihm ein Goldstück zu reichen. Der Handschuh fiel zu Boden. Rudolf hob ihn gewandt auf und sprach: Ich habe Euch den kleinen Dienst recht gern erwiesen, und begehre kein Geld dafür. Wollt Ihr mich aber dennoch recht reichlich belohnen, Dame, so erlaubt, daß ich den Handschuh, der Euch entfiel, zum Gedächtniß dieses Tages behalte.

Die Dame: Ey, mein Führer, bist Du denn so reich, daß Du meines Goldes nicht bedarfst? Ich will die Gabe gern verdoppeln.

Rudolf: Ich bin ein armer Schweizerhirt. Euer Gold aber will ich nicht, und achtet Ihr mich der Gabe nicht würdig, um die ich gebeten, so will ich mich gern daran begnügen, daß es mir vergönnt war, in Euer strahlendes Auge zu schaun.

Die Dame: Du sprichst und bittest so sonderbar, ja ich möchte fast sagen ritterlich, daß ich Dir Deine Bitte nicht versagen kann. Ich schenke Dir den Handschuh, daß Du dabey dieses Tages und meiner gedenkest.

Damit winkte sie ihrem Gefolge, sie nahm von Rudolf mit freundlichem Kopfsneigen Abschied und trabte davon. Rudolf blieb nachschauend unbeweglich stehn. Erst als die Felsen Herrin und Gefolge bargen, wagte er es, die Arme sehrend nach dem verschwundenen Engelsbilde auszustrecken. Den Handschuh verbarg er sorgfältig auf der Brust.

4.

Rudolf konnte es während des ganzen Tages nicht über sich gewinnen, nach Hause zu gehn. Bis es dunkel ward, schweifte er vom stürmenden Herzen getrieben, in den Bergen umher, und auch die Nacht verbrachte er, fern von der Heimath, in einer verlassenen Sennhütte. Als ihn dort endlich der Schlummer befiel, da stand in seinen Träumen noch die Dame vor ihm in all ihrer reichen Anmuth. Die zartschlanke Gestalt, das noch fast kindliche Gesicht, von

schwarzer Lockenfülle so reich umspielt, das Feuerauge günstig auf ihn gewandt, so nickte sie ihm wieder vom hohen Saumrosse freundlich zu.

Und die Augen der Dame wurden immer glänzender, und endlich so hellstrahlend, daß ihm die feinen vom Anschau gebendet schmerzten. Darüber ward er wach, und es waren die ersten Blicke der aufsteigenden Sonne gewesen, die über sein traumrothes Angesicht spielten.

Er raffte sich auf und trat hinaus in den aufgehenden Morgen. In den Thälern lag noch Dämmerung, auf den Höhen war alles Licht und Gluth.

Das ist ein Bild von meinem Leben, sprach er zu sich selbst. Ich stehe noch da unten in der dumpfen Tiefe, die noch lange dunkel bleiben wird. Darum nur frisch hinaus zu Höh' und Glanz. Er zog den Handschuh hervor, er drückte ihn heftig an die Brust, er hauchte einen leisen Kuß darauf, dann barg er ihn wieder unter sein Kleid.

Jetzt, das wußte er gewiß, jetzt mußte sich sein Leben entscheiden. Eine Weile tiefen Sinnens noch, dann ein begeisteter Blick zum Himmel — es war entschieden. Er hatte sich entschlossen, gar nicht zur Mutter und Kemeti zurückzugehen, und sich ohne weichlich quälenden Abschied sogleich nach Italien aufzumachen, ob es ihm vielleicht gelinge, seines Herzens Dame wieder zu erblicken, ob es ihm gelinge, sich so hoch zu schwingen, daß er es wagen dürfe, sich öffentlich ihren Ritter zu nennen.

Nur zum Vater Abraham wollte er noch einmal gehn, theils um Abschied zu nehmen, theils ihn zu bitten, daß er für Gertraud und Kenneli Sorge trage, und ihnen sein Davongehn so schonend als möglich hinterbringe.

Wenn wir uns zu Schritten entschließen, die unser ganzes Leben zu Wohl oder Wehe nothwendig umgestalten müssen, ist es uns oft zu Sinn, als dürften wir keinem Menschen etwas davon entdecken, von dem sich befürchten läßt, daß er uns vielleicht durch gutgemeynte Rathschläge und Warnungen, wo nicht von unserm Wege gar ablenke, doch uns durch seine Bedenklichkeiten der nöthigen Zuversicht und Freudigkeit berauben werde.

So war es Rudolfsen, als er das Kloster vor sich liegen sah. Im Kampfe mit sich selbst warf er sich auf den Rasen nieder und blickte so wenig auf, daß es schien, als ob er dessen Hälmchen zu zählen gesonnen sey.

Er hatte noch nicht lange so gelegen, als er, unfern von sich, Rossesgewieher vernahm. Aufblickend sah er den Maler Prospero im Schatten eines Baumes ruhen, ein Pferd, mit köstlichem Zeuge geschmückt, stand dicht neben ihm festgebunden.

In den ersten Augenblicken war unserm Schweizerjüngling diese störende Begegnung sehr unwillkommen; doch, als er erwog, daß er hier von dem Italiener vielleicht dankenswerthe Aufschlüsse über Manches erhalten könne, was ihm als Frage auf dem Herzen lag, und besonders

was den jetzigen Stand der Sachen in Italien betraf, trat er freundlich grüßend vor ihn hin.

Prospero erkannte ihn sogleich, und äußerte nach den ersten Gesprächsworten laut seine Verwunderung über Rudolfs verändertes Aussehn. Ihr seyd viel größer geworden seit unserm ersten Zusammentreffen, sprach er, und setzte dann mit einem seltsamen Lächeln hinzu: Nämlich gewachsen seyd Ihr.

Hievon gereizt erwiederte Rudolf nicht ohne zurückgehaltene Heftigkeit: Ich wachse wohl auch ferner noch etwas nach, und es ist möglich, daß dieses auch in Zukunft das Einzige ist, was über mich gesagt werden kann. Vielleicht aber, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, laßt Ihr Euren erklärenden Nachsatz weg, wenn wir uns zum drittenmale begegnen.

Prospero antwortete nach kurzem Schweigen freundlich aber ernst, fast ehrerbietig: das kann sehr leicht geschehen. Wenn ich Euch aber, fuhr er wie begeistert fort, noch lange hier in diesen Thälern sehe, wird es schwer damit halten. Hier geht alles so sehr seinen ruhigen Alltagsgang, daß wenig dabey zu wagen und zu gewinnen ist. Wer sich aber etwa hervorthun und ausschwingen will, der lasse den Gotthard hinter sich und folge den Fahnen des großen Mailänder Herzogs Galeazzo Visconti, dessen Kampf mit den Torres noch lange nicht ausgefochten ist,

ob sie ihm gleich das schöne Milano nun haben überlassen müssen.

Rudolf, der nun auf einmal mehr wußte, als er von Prospero zu erfahren gehofft, verbarg diesem auch seinen Vorfaß nicht länger. Prospero hörte dem eifrigen Reden des Jünglings freundlich und immer freundlicher zu, so daß dieser endlich auch keinen Anstand nahm, dem Maler sein gestriges Abenteuer zu erzählen.

Prospero sagte: Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist das Fräulein Angelika gewesen, des großen Prospero Nichte, die an Kaiser Wenzels Hof erzogen ward, und nun ohne Zweifel die herrlichste Zier seiner Hofhaltung in dem erstegten Mailand seyn wird. Nun müßt Ihr freylich desto gewisser zum Visconti.

Heute noch tret' ich den Weg nach Mailand an, unterbrach ihn Rudolf.

Nun denn, fuhr Prospero fort. Seyd Ihr einmal entschlossen, so verliert auch keinen Augenblick. Und noch dazu will ich Euch ein wenig ausstatten zu Eurer ersten Fahrt. Hierauf zog Prospero seine Briefftasche hervor und schrieb ein Blatt daraus gedrängt voll, das er dem jungen Schweizer übergab, nachdem er es so künstlich zusammengefaltet und verknüpft hatte, daß es jedem Unkundigen unmöglich war, es — obgleich von keinem Siegel bewahrt — ohne Verletzung zu öffnen. Nun auf, mein junger Knappe, sprach er alsdann, dieß Pferd soll Euer seyn,

ich kann seiner leicht entbehren, und was zu Eurer Ausrüstung noch fehlt, das verschafft Euch leicht der Beutel mit Gold, den Ihr im Mantelsacke findet. Von Eurer ersten Beute sollt Ihr mir alles wieder erstatten.

Rudolf war ganz bestürzt, daß das, was er geträumt und gewünscht, so unvermuthet auf einmal als Wirklichkeit vor ihm stand. Von der Gewalt des Augenblickes fortgerissen glaubte er fest, er dürfe dem gewaltigen Mahnen des Geschicks nicht widerstreben. Er wollte dem großmüthig = freygebigen Prospero danken, und fand keine Worte dazu.

Prospero fuhr fort: dieß Blatt übergebt dem Herzog zu eignen Händen; ich büрге dafür, daß er Euch günstig aufnimmt. Daß Ihr in seiner Gunst Euch erhaltet, daß Ihr Euch aufschwingt zu des Kriegsstands höhern Würden und wohl zu höherm Rang überhaupt, das ist dann freylich Eure eigne Sorge. Damit gab er dem Erstaunten den Brief in die eine, den Zaum des Pferdes in die andre Hand, und als Rudolf nun endlich sprechen wollte, war der Maler zwischen den Gesträuchen verschwunden, und Rudolf konnte ihn trotz aller Mühe nicht mehr erspähn.

Nun aber schwoll sein Herz von freudiger Ahnung einer bedeutenden Zukunft, die wie ein Feenland hell und verheißend vor ihm lag. Er säumte nicht länger, bestieg das ungeduldige Roß und schlug den wohlbekanntnen Weg ein, der ihn über die Alpen nach dem ersehnten Italien führte.

Des Reitens war er nicht gänzlich ungewohnt, und was ihm an Kunstfertigkeit darin gebracht, das ersetzte die frische jugendliche Kraft. Bald waren die Felsenpfade des Gotthard zurückgelegt, und Rudolf, von Blumen und Goldfrüchten und Duft und Glanz der Südgränze lieblich angeblickt und umweht, zog jubelnd und singend durch all die Herrlichkeit hin.

Es mochte wohl etwas sonderbar anzusehen seyn, wie der junge Schweizer in seiner ländlichen Tracht, das jugendrothe Gesicht vom weiten grünen Hute beschattet, auf dem reich und kriegerisch geschirrten Rosse daherzog, und es sahen ihm auch Viele recht verwundert nach.

Als er bis Mailand noch eine Tagereise hatte, zog er den reichgefüllten Beutel Prosperos hervor, und fand in einem kleinen Städtchen leicht Gelegenheit, sich völlig kriegerisch auszurüsten.

Eines schönen hellen Morgens ritt er durch das Thor von Mailand ein, von den Wachen sogleich durchgelassen, als er sagte, daß er von Prospero an den Herzog gesendet sey.

5.

Den Tag, an welchem Rudolf seine Fahrt nach Italien antrat, brachten Gertraud und Kenneli in großer Besorgniß zu. Es war freylich nicht das erstemal, daß er
Iz Thg.

eine Nacht hindurch außen blieb, aber dann hatte er sich doch immer am Morgen bald eingefunden, obwohl träumerischer und verschlossener, als sonst. Nun aber mußte Kenneli den ganzen Morgen vergeblich nach ihm ausschauen.

Das Mittagmahl war bereitet, und da er auch nun noch nicht erschien, ward es endlich fast gar nicht berührt, von dem Mägdelein bey Seite getragen, das nur seine Thränen zurückhielt, um der armen Gertraud das Herz nicht noch schwerer zu machen.

Gegen Abend war Mutter Gertraud unter dem Beten für ihren Liebling eingeschlummert; Kenneli gieng hinunter nach dem Wallnußbaume, denkend, nun müsse Rudolf, wie vordem einmal, ganz gewiß fröhlich singend zwischen den Gesträuchen hervorkommen.

Sie hatte noch nicht lange dort gewartet, da kam wirklich jemand von weitem auf sie zu. Daß es Rudolf nicht war, sah sie den Augenblick, als sie aber den Pater Abraham erkannte, vor dem sie immer Widerwillen gehegt, wollte sie, von einer seltsamen Bangigkeit ergriffen, eilig entfliehn.

Abraham rief ihr zu, sie solle bleiben, weil er mit ihr zu reden habe, und sie gehorchte zitternd.

Der Mönch trat vor sie hin, mit seinem strengen, eisfalten Gesicht sie starr betrachtend, und sagte ihr mit dem etwas schneidenden Tone, der ihm eigen war, wie Rudolf, seiner unbefiegbaren Begierde folgend, zu Herzog Biskonti

von Mailand gezogen sey, und wie er selbst bereits mit Gertrauds Schwager im nächsten Dorfe gesprochen habe, der den beyden nun an Rudolfs Statt zu Fortführung ihres kleinen Haushalts behülflich seyn wolle.

Kenneli stand bleich, ohne Thränen und ohne Worte. Daß Rudolf sie verlassen werde, hatte sie lange befürchtet, und auch vom Vater gar keine gute Botschaft zu hören gehofft, aber das Weh, das nun wirklich herangebrochen, lastete doch allzuschwer auf dem weichen Herzen.

Der Mönch hatte sich entfernt, und Kenneli trat den Heimweg an, darauf sinnend, wie sie der Mutter das Unglück am sanftesten hinterbringen könne.

6.

In einem fürstlich geschmückten Saale stand unter mehreren Feldobersten ein nicht eben prächtig gekleideter auch nicht sehr großer aber kräftig gewachsener Mann mit blitzenden schwarzen Augen und krausem Haar. Von den Umstehenden hörte er Berichte an, andern gab er Befehle. Es war der Herzog Galeazzo Visconti.

Mit hochklopfendem Herzen stand Rudolf im Vorge-mach; jetzt thaten sich die hohen Flügelthüren vor ihm auf, und er gieng mit ungewissem Schritt auf den Fürsten zu, dem er stumm, auf ein Knie sich niederlassend, Prospero's Brieflein überreichte.

Der Herzog schien dasselbe achtsam mehr als einmal zu durchlesen. Dann sprach er, den Jüngling durch einen Wink aufstehn heißend: Du bist mir sehr gut empfohlen, Knappe. Wenn alles ist, wie es seyn soll, kannst du einst noch hoch stehn, dafern du's zu verdienen suchst. Ich gebe dich dem Hauptmann Migozzi einstweilen zum Reiter in seine Schaar. Halte dich so, daß du bald selbst eine führst!

Der Hauptmann Migozzi verbeugte sich tief vor dem Herzog, und deutete dann unserm jungen Knappen durch einen Wink an, daß er ihm folgen solle.

Des Hauptmanns Pferd stand an den goldverzierten Sitteln des Pallastes festgebunden, so wie Rudolfs. Die beyden trabten rasch hinaus, dem Lager zu, das wenige Stunden von Mailand entfernt war.

Für jetzt ist Ruhe, sprach Migozzi zu Rudolf, wir haben noch fast vier volle Wochen Waffenstillstand auszuhalten, und für dich ist das auf alle Weise gut. Nur frisch zu Gaul den ganzen Tag ohne Rast und Ruh, mein Knappe, damit du unsre künstlichen Schwenkungen und alle übrigen Reiterkünste gleich recht aus dem Grunde begreiffst!

Es geschah nach Hauptmann Migozzi's Worten. Als die Zeit des Waffenstillstands abgelaufen war, da fehlte es Rudolphen an keiner Geschicklichkeit mehr, die man von einem Reitersmann fodert, und den zweyten Tag nach dem

Ablauf der Waffenruhe gab ihm sein gutes Glück schon Gelegenheit, das aufs thätigste zu beweisen. Ein Borpe-
stengeplänkel, das Anfangs unerheblich schien, ward bald
zum ernstlichen Gefecht. Rudolfs Rotte kam zum Einhauen,
und unser junger Knappe hieb wacker mit. Ein Reiter
von der feindlichen Part hieb den Standartenträger vom
Pferd, und eilte mit der Standarte nach seinen Reihen zu-
rück. Rudolf, mit seinem auf der Gensjagd geschärften
Auge, ward es durch Staub und Getümmel sogleich ge-
wahr, und augenblicklich hieb er sich auch in die feindliche
Schaar hinein und brachte bald die rückerstegte Standarte
seiner Rotte wieder.

7.

Last uns Rudolfs kriegerischem Leben nicht Schritt vor
Schritt folgen. Er focht noch in vielen Treffen mit tod-
verachtender Kühnheit, dabey aber offenbarte er so viel
Gewandtheit, Umsicht und wahren Führergeist, daß noch
nicht zwey Monate vergangen waren, als er die Rotte
selbst befehligte, unter der er sein Kriegsleben begonnen
hatte.

Mit mehreren Feldhauptleuten rief ihn ein Befehl nach
Mailand zum Herzog. Ein großes Hoffest begann eben
sich in zierlichster Pracht zu entfalten, als Rudolf ankam.
Betäubt, fast geblendet, trat er in die von tausend Ker-

gen erblickenden Säle. Da nahm der Herzog ihn bey der Hand und sprach: Ihr habt Euch ganz als der gezeigt, den ich mir in Euch dachte. Nehmt einen Beweis meiner Gunst und fliegt nur immer wacker der Sonne zu, junger War! Damit führte er ihn zu seiner Nichte Angelika, die ein mit Gold und Edelstein geziertes Schwert in den Händen hielt. Rudolfsen war, als müsse er zu Boden sinken vor innerer Gluth und Wonne.

Mit einigen ehrenden Worten übergab ihm Angelika die kostbare Waffe. Sich heimlich besinnend, wo sie wohl schon den Kriegsmann gesehen haben müsse, zauderte sie ein wenig, zurückzutreten. Da fragte Rudolf: Denkt Ihr wohl noch des Schweizerknaben, der Euch abseit von der Lauwine über den Gotthard führte? Und aus dem Korbe seines Schwerts ihren weißen Handschuh hervorziehend, fuhr er fort: Euer Pfand hab' ich treu bewahrt, und es hat mich ermutigt in den Gefechten. Die junge Fürstin wollte freundlich antworten, da trat Galeazzo, dem kein Wort entgangen war, wieder hinzu, sagend: Ich höre, Ihr habt meiner Nichte schon einen Dienst erzeigt, das verbindet mich euch noch mehr, und so wackern Kriegsteuten erlaube ich gern, ihre Farbe zu tragen. Er wandte sich ab; Angelika war im Gedränge verschwunden. Rudolf irrte selig träumend von Hoheit und Minne unter der wogenden Menge der Gäste, und hätte wohl lange fortgeträumt, wenn nicht gewaltiger

Trommeten- und Paukenschall ihn geweckt hätte. Die Paukenwirbel verrollten — alles todtenstill auf einen Augenblick. Da erschien der Herzog mit seiner Nichte und einem noch sehr jungen, recht anmuthigen Herrn, umgeben von den Größten seines Herzogthums. Er sprach alsbald mit lauter Stimme: Ich verlobe meine liebe Nichte Angelika hier feyerlich und öffentlich mit dem durchlauch- tigen Prinzen Fernando von Ferrara.

Die anfängliche Stille wandelte sich bald in eiliges, vergnügtes Drängen zum Glückwunsch, den das fürstliche Brautpaar von Jedem sehr huldvoll annahm.

Todtbleich, starren Blickes, keines klaren Gedankens mächtig, lehnte Rudolf an einem Pfeiler, bis das verwun- dernde Kopfschütteln der Vorübergehenden ihm so viel Besinnung gab, daß er sich zusammenraffte und aus dem Saale, aus dem Schlosse stürmisch hinausfloh. Es war eine regnerische, stürmische Nacht, Rudolf irrte lang in den Straßen umher, und fühlte nicht Regen, nicht Sturm. Endlich stand er, er wußte selbst nicht wie, vor der Herberge, die ihm angewiesen war. Bald warf er sich auf sein Lager, um schlaflos den Morgen zu erwarten.

B.

Einige Tage nach Fernando's und Angelika's Verlo- bung la Rudolf einsam in seinem Zelte. Es war Nacht

und die Sterne schimmerten freundlich auf das Biskontische Lager herab. Rudolf dachte seinem Grame, seiner Hoffnungslosigkeit nach, da öffnete sich der Eingang seines Zelts, und ein Mann trat herein, den Rudolf sogleich am Sprachtone seines Grußes für Prospero erkannte.

Bringt Ihr mir Trost und Rath? rief Rudolf ihm entgegen.

Prospero sagte gleichmüthig: des Trosts muß ein Kriegsmann eigentlich niemals bedürfen, und Rath — den giebt ein solcher sich immer am besten selbst. Besteht Ihr indeß darauf, so soll Euch mein Rath nicht fehlen.

Als Rudolf schwieg, fuhr Prospero fort: Ich glaube, daß es für Euch am Gerathensten sey, die Liebe zur schönen Prinzessin Euch gänzlich aus dem Sinne zu schlagen. Denn fürs erste ist sie förmlich verlobt, und der Herzog hält sein Wort auf jeden Fall. Fürs zweyte ist der ganze Hof Zeuge, daß Prinzessin Angelika ihren Bräutigam täglich lieber gewinnt. Er scheint eines solchen Glückes auch gar nicht unwürdig zu seyn, und Euer Liebeshimmel wird dadurch erschrecklich getrübt.

Nein, rief Rudolf vom Feldstuhl auffpringend, nein, ich lasse sie nicht! Um sie verließ ich meine Heimath, um sie betrübtete ich die, so mir theuer waren, um sie blutete ich in manchem heißen Gefecht — und diese glühende Sehnsucht nach ihr, die mir in der Brust wüthet — nein! Sie muß mein seyn, sie muß mich lieben!

Prospero hatte ruhig zugehört und begann, als Rudolf ein wenig ruhiger geworden war: Ihr sprecht wie ein Mann, Hauptmann Rudolfo! ich handle zwar anscheinend gegen meinen Gönner, den Herzog, wenn ich Euch beystehe; doch, wer weiß es, wie alles sich fügen kann! der strenge Herr ist wohl am Ende auch zu versöhnen, wenn er sieht, daß auf andre Weise nichts gutzumachen ist. Habt Ihr Muth, Hauptmann, das Unerkühnste zu wagen?

Rudolf: Sprecht! Was nicht unmöglich ist, will ich versuchen.

Prospero: Ihr müßt die Prinzessin dem Herzog aus seinem eignen Feldlager entführen. Hört meinen Plan: An der Stelle der Seeküste, die uns am nächsten ist, liegt der Seekönig Hakon Girichson mit mehreren Schiffen vor Anker.

Rudolf: Was ist das, ein Seekönig?

Prospero: Ein Seekönig ist ein Herr vieler Schiffe und einer tapfern treuergebenen Mannschaft. Am Land oft gar kein Eigenthum besitzend, fährt er weit umher, von allen Küstenländern Tribut erhebend als ein König. Den Seekönig also fragt Ihr durch einen treuen Boten, ob ihm ein junger Krieger mit seiner Dame willkommen sey? Ich stehe fast dafür, daß er Euch gern aufnimmt. Was Landes sind die Reiter Gurer Rotte?

Rudolf: Deutsche zumeist, und mir mit Leib und Seel ergeben, weil ihnen gewöhnlich mein Antheil an der gemachten Beute zufällt.

Prospero: Gut! Sucht die zuverlässigsten aus, beschenkt sie gut und verspricht noch größern Lohn nach vollbrachtem Werke. Die müssen in gehörigen Zwischenräumen auf den Straßen von hier nach der Küste frische, schnelle Pferde jeden Augenblick bereit halten.

Rudolf: Das ist alles nicht schwer zu thun bis hieher. Wie aber die Prinzessin aus der sichern Hofburg zu Mailand in meine Gewalt bekommen?

Prospero: Das nehm ich allein über mich. — Junger Mensch, ich thue viel, sehr viel für dich! Aber ich ahne noch so manches Seltsame in deinem Leben, und du gefällst mir überhaupt zu sehr, als daß ich jetzt meine Hand von dir abziehen möchte. Höre das Weitere:

Ich weiß, daß in drey Tagen ein kurzer Waffenstillstand geschlossen werden wird. Während desselben sollen die Prinzessin und ihr Bräutigam einmal im Lager Lustreiten. Ihr müßt sorgen, daß Ihr mit Eurer Rotte an diesem Tage die äußerste Vorhut nach der Seeseite bekommt. Ich, der das Brautpaar begleite, will sie leicht bis zu Euch herauslocken. Ich Sorge dafür, daß wenig bewaffnetes Gefolg um uns sey. Ist die schöne Angelika glücklich zu Euch gelangt, so greift ihr uns plötzlich an; es falle, wer fallen muß, und Ihr hebt Eure Schöne auf

einen tüchtigen Kenner und eilt mit euren Getreuen rastlos dem Meere zu.

Rudolf: Der Plan, wie verwegen er ist, beyhm Himmel, ich führ' ihn aus! Meine Reiter sind mit Mailand nicht zufrieden und folgen mir gern zur See.

Prospero: Es sey denn! Ihr wißt alles Nöthige. Hier ist Gold, mehr als Ihr bedürft, lebt wohl!

Damit war er schnell aus dem Gezelt verschwunden.

9.

Eines Tages saß Rudolf vor seinem Zelte, von dem kriegerischen Thun und Treiben um ihn her wenig oder nichts gewahrend, denn es wogten sehr mannichfache Gedanken in ihm. Außer der That, die nahe bevorstand, war es immer die Geschichte vom starken Freyherrn, an die er denken mußte, so wie an Prospero's seltsame Masererey in der Hütte Mutter Gertrauds, und an seine damaligen Worte. Allerley süße Träume daraus spinnend, versank er immer tiefer in sich selbst, bis ihn zwey Kriegsmänner weckten, deren jeder ihm einen Brief überreichte. Der erste, den er erbrach, war vom Seekönig. Hakon schrieb, daß ein wackerer Fechter immer willkommen sey, und daß er gern zarten Frauen Schutz und Aufnahme gewähre.

Unter dem zweyten stand der Name Keneki. Rudolf ließ das Blatt sinken; er hatte nicht sogleich den Muth, wissen zu wollen, was das Blatt enthalte. Endlich nahm er es wieder auf und las die folgenden Worte:

„Ein Kriegsmann, der uns bekannt ist, reitet nach dem Feldlager, in dem Du, lieber Rudolf, Dich befindest, sollst. Ich will Dir also erzählen, was sich zugetragen hat, seit Du von uns gegangen bist. Eines Morgens kam Vater Abraham zu uns, der fragte die Mutter, ob Du, Rudolf, ihr leiblicher Sohn oder nur ihr Pflegkind seyest. Die Mutter verwunderte sich sehr und wollte wissen, wie der Vater auf diese Frage komme; da sagte er: es gehe ein leises Gerücht, Du seyest der Sohn eines sehr vornehmen und mächtigen Ritters. Du selbst mögest wohl etwas davon geahnt haben und vorzüglich deswegen nach Italien gegangen seyn. Da weinte die gute Mutter laut, sagend: Ach Gott, er ist ja gewiß, ganz gewiß mein Sohn, den ich unter dem Herzen getragen — und er verläugnet mich um einer eiteln Sage willen; O weh! O weh! Der Vater gieng seines Weges, ohne nur ein Wort des Trostes zu sagen. Seitdem hat die Mutter fast unaufhörlich geweint, bis sie, einige Wochen darauf, gestorben ist. Als die Träger den Sarg fortgetragen hatten, und ich nun ganz allein in dem leeren Hause trostlos saß, kam Vater Abraham zu mir. Ich erschrock vor ihm, er sprach aber ganz freundlich: Allein kannst

„du hier nicht bleiben. In der Schweiz kenne ich Niemanden, kennt mich niemand. Willst du in ein Kloster in Italien, nicht sehr weit ins Land hinein, wo schon einige deutsche Nonnen sind, so bist du wohl geborgen für immer. Ich sagte gern ja, und mit Maulthieren und sichern Begleitern gelangte ich glücklich über die Berge, und bin jetzt Novize hier. Man begegnet mir recht freundlich im Kloster. Ich bete täglich für dich, lieber Rudolf, daß unser Vater dich auf dem rechten Wege leite und erhalte. Tausend Lebewohl.“

Zuersten Augenblicke, nachdem er gelesen, bemächtigte sich Rudolfs eine herzinnige Behmuth, die er aber bald durch den Gedanken an das, was bevorstand, bewältigte. Er legte das Blatt in seine Briefftasche, und bemühte sich, nicht weiter daran zu denken.

Am Abend darauf, als er allein die Runde durch seine Posten machte, strich ein Mensch schnell an ihm vorbey und flüsterte ihm zu: „Morgen gilt's!“ Rudolf wußte gar wohl, was gemeynt war, und brachte den größten Theil der Nacht damit hin, seinen Getreuen zu wiederholen, was jeder morgen zu thun, was jeder alsdann zu erwarten habe an reichem Lohn und an freyem, beutereichem Leben unter der Flagge des Seekönigs.

Rudolf hielt mit klopfendem Herzen am äußersten Posten des Lagers. Die Sonne wollte schon untergehn, da kamen endlich Prinz Francesco und seine schöne Braut, von

Prospero und einigen wenigen Dienern begleitet, dahergesritten. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Rudolf gab das Zeichen und hieb zugleich den Prinzen vom Pferde. Es geschah alles, wie Prospero gerathen, Rudolf jagte mit seiner köstlichen Beute von dannen, dem Meere zu.

10.

Hell und Kalt beschien der Vollmond einen Rasenplatz, mitten im Walde, auf welchem einige Krieger theils todt, theils zum Tod verwundet lagen. Unter den letzten war Rudolf. Der muthige Prinz, den Rudolfs unsicher geführter Streich nur auf kurze Zeit betäubt hatte, war dem Entführer auf den Fersen gefolgt, hatte ihn hier erreicht und nach einem kurzen Gefechte sich die Braut zurückgewonnen, die mit hoher Freude an seine Brust sank, als Rudolf zu Boden lag.

Diesen schmerzte und brannte seine Stirnwunde sehr, und er seufzte eben: Ach Gott, wie schwer sich's doch vom Leben scheidet! da stand plötzlich Prospero neben ihm. War es Täuschung des Wundfiebers, war es Wirklichkeit, er kam Rudolfsen größer vor als sonst, und sein Haar leuchtete röthler. Was willst du, Verführer, willst du dein Opfer verschneiden sehn? fragte Rudolf.

Prospero: Zu helfen ist freylich nicht mehr, so muß ich denn doch geküßig von Euch Abschied nehmen und Euch noch sagen, daß Ihr ein Thor wart.

Rudolf: War ich ein Thor, so war ichs durch dich, und jetzt erkenne ich dich. Hebe dich weg von mir, Castan! Prospero lachte. Er sprach: Wenn Eure Leidenschaften Euch zu Verbrechen hinreißen, und wenn das Euch schlecht bekommt, so muß der Teufel Schuld seyn. Es verdroß mich, daß der Bauernknabe sich mit der unsinnigen Grille herumtrug, er sey der Sohn seiner Mutter nicht, deshalb machte ich mir den Spaß mit der Malerey und mit der Geschichte vom gewaltigen Grafen, der übrigens in keinem Christenlande jemals gelebt hat. Rudolf, von einem gewaltigen Entsetzen ergriffen, sprach mit matter Stimme: Hebe dich weg von mir im Namen des — da sank sein Haupt vor Ohnmacht auf den Rasen zurück. —

Durch die Gebüsche blinkte es erst im Mondschein wie ein goldheller Stern, dann wallten langsam schwarze und weiße Gestalten näher und näher. Der Stern war ein goldenes Crucifix, welches vor einer Schaar frommer Nonnen getragen ward, die auf erhaltene Kunde herauskamen, die Verwundeten zu verbinden und die Sterbenden zu trösten. Ueber Rudolf beugte sich eine junge Nonne nieder, um Balsam in seine Stirnwunde zu träufeln. Rudolf erwachte davon aus der Betäubung. Er sah das

blasse, vom Mond beleuchtete Antlitz der Nonne, und stammelte: Kenneli! —

Kenneli, erst jetzt sein vom Todeskampf entstelltes Gesicht erkennend, sank schreyend auf ihn nieder, und ward von einigen Schwestern mit Mühe hinweggebracht.

Die Wbtiffin hatte indeß von einem Leichtverwundeten Rudolfs Geschichte vernommen. Sie trat zu ihm, der bereits verschieden war, und betrachtete ihn eine Weile sehr ernst. Dann aber schaute sie, milder werdenden Blickes, zum Himmel und sprach: Er hat schwer gebüßt, ihm wird dort vergeben!

Die gestörte Braung.

Die schöne Liba saß am Spinnrocken, und schaute manchmal durch das Erkerfenster der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte. Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter aus der Nachbarschaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort sein Lehen zu empfangen, und noch vorher von seiner Braut Abschied nehmen. Eine Stunde mochte sie so geseßen haben, als er, auf seinem Grauschimmel, das Thal heraufsprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand, und wollte ihm entgegenen, verwickelte sich aber in das Gespinnst, und eh sie sich noch losmachen konnte, trat Guntram schon zur Thüre herein. Liba wurde in diesem Augenblick von einer Bangigkeit ergriffen, welche sie nicht zu meistern wußte, und Guntram hatte Mühe, sie durch Worte und Liebkosungen in etwas zu beruhigen. Er schied, mit dem Versprechen, in vierzehn Tagen wieder bey ihr zu seyn, und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die in der Kirche war.

Guntram hatte den festen Vorsatz, sobald als möglich zurückzukommen, denn auf der Falkenburg blieben sein Herz und seine Gedanken zurück; allein es geschah nicht, wie er wünschte und dachte. Der Pfalzgraf wollte eben,
I^r Thg. 16

als er dort anlangte, eine Gesandtschaft nach Burgund schicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er besaß eine einnehmende Gestalt und adeliche Sitten. Sechs Wochen gingen über der Reise hin; auf dem Heimwege verirrte sich Guntram mit seinen Gefährten in einem dicken Walde; die Nacht brach ein, und der Ritter sah sich zulezt von den Uebrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finsterniß und durch das Gestrüpp auf gut Glück suchen. Endlich vernahm er das Rauschen eines Bachs, und ritt darauf zu. Der Strom floß einen Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht schauerlich sich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er seinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein stattliches Gemach, dessen Wände mit Schildereyen behangen waren. Guntram betrachtete aufmerksam diese Bilder, welche mancherley Geschichten vorstellten. Auf dem einen wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen; auf dem dritten vertauschte ein anderer das Schwert mit dem Pilgrimsstab. Ueberhaupt schienen das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegebnissen des Geschlechts zu enthalten, welchem die Burg gehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieser Darstellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein schwarzer Flor hing. Neu-

gierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine schöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe stand. Sie sah aber recht blühend und lebenslustig aus, und war beschäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen. Guntram wußte die seltsame Vorstellung nicht zu deuten, und zerbrach sich den Kopf darüber. — In diesem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß seinen Gast willkommen. Herr Bodo, dies war sein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, dessen Blüten und Blätter vor der Zeit gefallen sind, weil ein Wurm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einst so lebendigen Strom in seiner Brust war ein erstarrender Frosthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen schließen, so hielt man ihn für einen Todten. Gutherzig war er immer gewesen, und er setzte bald alle seine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweisen. Auch schien er Wohlgefallen an Guntrams Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bey ihm sitzen, bis ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jetzt von einem alten Diener auf ein Schlafgemach geführt. Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, schauerlichen Bogengang. Die Fenster waren mit Spinnengeweben überzogen, und beym Schimmer des Lichts schwirrten Fledermäuse hervor, und umkreiften Guntram und seinen Begleiter.

Herr Ritter, fing der alte Diener an, Ihr werdet glauben, in ein verwünschtes Schloß gerathen zu seyn, wo Zauberer und Unholde spuken. Unser Herr ist ohne Kinder, und seine Gedanken mögen nirgends am Irdischen mehr fest halten. Seit dreyßig Jahren, da seine letzte Tochter, die schöne Erlinde starb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, ist das einzige, worin wir einen Gast noch mit Ehren beherbergen können. — Indessen, fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, indessen geschieht es selten, daß ein Fremder bey uns einspricht, und seit fünf Jahren seyd Ihr wieder der Erste.

Während dieser Rede waren sie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und seinen Schicksalen Näheres erfragen mögen, allein der Alte wich seinen Fragen aus, und als er dem Ritter eine gute Nacht wünschte, fügte er leise hinzu: Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube nebenan ein kleines Geräusch hört, so laßt Euch dies nicht anfechten, macht ein Kreuz, und betet ein Vaterunser.

Mit diesen Worten entfernte er sich, und dem Ritter wurde es fast ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er dachte an eine Gespenstererscheinung, und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine solche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich den guten, frommen Rath des alten Dieners, betete ein Vater Unser, und bekreuzte sich

Stirne, Mund und Brust. Auch ließ er die Kerze brennen, und da er sich nicht entschließen konnte, zu Bette zu gehen, so warf er sich in einen Armstuhl. Nicht lange, da dächte ihm, er höre im Nebengemach leise Fußtritte, und gleich darauf vernahm er in der That den sanft ver-schwebenden Gesang einer weiblichen Stimme. Das ist kein gespenstisches Wesen, dachte Herr Guntram bey sich, und der Alte mag wohl hier ein hübsches Mägdlein ver-steckt haben, welches mir nicht sichtbar werden soll.

Mit diesen Gedanken öffnete er leise sein Gemach, und ging hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüsselloch er-spähen zu können, wer denn eigentlich neben ihm herberge. Die Thür des Nebengemachs stand halb offen, und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erstaunen sah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigsten Gestalt an einem Tische, vor einem Spiegel sitzen. Sie spielte mit ihren langen, blonden Locken, und schien mit großem Wohlgefallen die schönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram stand wie angewurzelt, und konnte sich nicht satt sehen an der freundlichen Erscheinung. Mit Mühe versagte er sichs, sie anzureden, allein es dächte ihm, zu solcher Zeit und an solchem Orte, doch allzu-unschicklich, und er schlich sich endlich wieder auf seine Kammer, und warf sich aufs Bett, doch floh ihn der Schlaf, denn vor den Augen seines Gemüths saß noch im-

mer die holde Jungfrau, von deren Gestalt ein Zauber ausgegangen war, der sein Herz umspinnen hatte.

Als sich der alte Diener des Morgens bei Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieser, und verschwieg, was er gesehen. Der Burgherr lud seinen Gast ein, sich einige Tage auf dem Schlosse auszuruhen, und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in diesem Augenblick Liba's Bild, wie ein warnender Schutzgeist, an ihm vorüber schwebte. Er brachte den Tag damit hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu besehen. Indem er einen einsamen Pfad zwischen düstern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig besucht schien. Nesseln und Dornen wuchsen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenster streckte ein Horn einen seiner Nester in das Innere, und beschattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altar und an den Wänden der Kapelle befanden sich viele Grabmäler und darunter ein offnes, leeres Grab. Auf dem Grabsteine, der an die Wand gelehnt war, standen die Worte: Bete, Wandrer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte dich vor meinem Anblick.

Guntram wußte nicht, was er von der seltsamen Inschrift denken sollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild ins Gedächtniß. Nachgerade übersiel ihn ein kleines Grauen über das Geheimnißvolle in dieser abgelegenen Burg; er dachte jetzt auch an seine Liba, und faßte den Vorsatz, seine Reise

noch an demselben Abend fortzusetzen. Zum Unglück fand er, bey seiner Rückkehr auf die Burg, den Besizer nicht zu Hause, und da er nicht ohne Abschied scheiden wollte, mußte er sich gefallen lassen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er sich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer wieder das vorige Geräusch, und bald darauf erklang ein Lied in so süßen Tönen, daß Guntram sich unwillkürlich zu der holden Sängerin hingerrissen fühlte. Die Thür ihres Gemachs stand halb offen, wie gestern; ihre Gestalt aber kam dem Ritter noch schöner vor; sie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die schönen Umrisse des blühenden Leibs mehr zeigte als barg, und ihr Auge schwamm in sehnsüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte sich nicht mehr länger meistern; er trat zu ihr in das Gemach, und stotterte einige Entschuldigungen; sie sah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an sie that, zeigte sie auf eine Schrift, die in den schwarzen Marmortisch, an welchem sie saß, eingegraben war. Die Schrift lautete so:

Ich muß schweigen. Liebe kann mich binden, Liebe kann mich lösen.

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau sah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der sein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippe — die Jungfrau ließ es geschehen. Er

wagte einen Kuß auf ihre Wange — da nahm sie einen Ring aus einer Schublade, und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rausch des Augenblickes steckte ihn dieser an den Finger — und riß die Jungfrau ungestümm in seine Arme. Da flatterte ein Käuzchen ans Fenster, und fing gar schauerlich zu schreyen an. Sie machte sich hastig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf seine Lippe, und verschloß sich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jetzt fast zu unheimlich zu Muthe, allein der Rausch seiner Sinne war noch nicht ganz verschwunden, und er warf sich unruhig auf sein Lager. Als er beym ersten Sonnenstrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, sondern nach kurzem Abschied vom Burgherrn, das Weite suchte. Er trieb sein Ross unaufhörlich an, und erst, als die grauen Thürme der Burg seinem Blick entschwunden waren, und er aus dem Wald ins Freye kam, ward es ihm leichter ums Herz.

Auf dem Felde sah er einige Hirten. Er stieg ab, um seinem Rosse einige Rast zu gönnen, gesellte sich zu ihnen, und that einige Fragen nach der grauen Waldburg. Das ist eine gräuliche Geschichte, antwortete einer der Hirten. Der alte Bodo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine schöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angesehene Herren warben um ihre Hand, aber sie war

eitel und thöricht, und forderte von ihren Liebhabern halbsprechende Dinge. Einige ließen sich darauf ein, und büßten die Verwegenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelich an Gestalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Diesem hatte sie aufgegeben, in der Walpurgisnacht, drüben im Königsbann, auf dem Kreuzwege zu stehen, und ihr am andern Tag zu berichten, was er gehört und gesehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderspiel, und begab sich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von seinem Leichnam. Viele behaupten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Walpurgisnacht dort ihren Spuk treiben; andre meinen jedoch, er sey von Wölfen zerrissen worden. Die Mutter des Jünglings versiel über die Trauerbotschaft in Wahnsinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbestunde, und dieser Fluch gieng in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und starb plötzlich. Aber als man sie begraben wollte, und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da war ihr Leichnam verschwunden. Sie geht jetzt noch in der grauen Waldburg um, wie sie lebte und lebte, und sucht die Fremden, die da herbergen, zu bestrecken. Wer aber in ihr Netz fällt, der muß sterben nach dreymal neun Tagen, und nur wer ihrer verführerischen Gestalt widersteht, kann sie erlösen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bey dieser Erzählung eine Felsenlast aufs Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieselte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du bist mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düstern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todensille, und kein Zweiglein regte sich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberg zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches sich einige Wesen wie Schattengehalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drey alte Weiblein, die etwas Seltsames zu treiben schienen. Er hielt sein Ross an, um die Erscheinung zu betrachten. Das eine Weiblein sang:

Drey Messeln riß ich ab
Drüben vom Riesengrab!
Draus spann ich den Faden hier,
Schwesterchen, ich schenk' ihn dir.

Da sang die zweyte:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab ein Webschiff aus Todentnochen,
Fünf Ellen Leinwand web ich mir,
Die, Schwesterchen, schenk' ich dir.

Hierauf antwortete die dritte :

Will nähen draus ein Hemdlein fein,
 Will wickeln einen Schläfer drein,
 Du Reiter, reit gemach,
 Das Hemd ich bring's dir nach.

Guntram wars, als ängstigten ihn böse Träume — unwillkürlich spornte er sein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo seine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, sah er zwey Männer vor sich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unsäglicher Angst ergriffen, rief er ihnen zu, aber sie hatten sich plötzlich aus seinen Augen verloren. Er stieg mit wankenden Knieen die Treppe hinauf — Liba flog, mit dem Schrey des Entzückens, in seine Arme. Guntram fragte, wer gestorben sey, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. Ey, sagte Liba lachend, du hast wohl das Brautbett für einen Sarg angesehen. Sie öffnete die Thür eines Gemachs, und zeigte ihm die Bettstelle, welche so eben gebracht worden war. Guntram schüttelte den Kopf, und seine Beklemmung nahm zu. Er that sich Gewalt an, um heiter zu scheinen, und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuschieben. Sie

war es zufrieden, und der Tag wurde hiezu bestimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram sein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäste aus der Nachbarschaft geladen, und der Zug erhob sich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beym Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle, vor der Braut her, eine verschleierte, weibliche Gestalt, die von einem schwarzgekleideten Ritter geführt werde. Da fiel ihm der Sarg wieder ein, und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, seine Begleiter zu fragen, wer die Verschleierte sey, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig gewesen. Man trat in die Kapelle und zum Altar — Indem Guntram der Braut seine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der seinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in diesem Augenblick zwischen ihm und Liba stand. Da umhüllte Nacht seine Blicke, die Schauer des Todes durchrieselten sein Gebein, mit einem Schrey des Entsetzens sank er zu Boden, und mußte nach der Burg zurück gebracht werden. Es währte lange, bis er wieder zur Besinnung kam. Er verlangte einen Priester, und nachdem er diesem die Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an sein Lager rufen, und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. Sey du jetzt der Engel meiner letzten Stunde, fügte er hinzu, und verscheweche mit deinem Gebet das schreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will.

Liba sank, laut betend auf die Kniee, und Guntrams Antlig erheiterte sich, und in seine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft, und sagte zu Liba: Mir ist's, ich könne weder leben noch sterben, bis du meine Gattin bist.

Die Jungfrau gieng schweigend, und rief den Priester, der ihre Hände in einander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Graues Guntrams Auge — noch einmal streckte er die Hand nach der Geliebten aus — sie sank an seine Brust und seine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwenschleyer, und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

U. Schreiber.

I n h a l t.

	S.
Erklärung des ersten bis sechsten Kupfers.	
Das Rheinthal, von J. G. Schweighäuser = =	1
Conradin, von Pöckshammer = = = =	7
Teinach, von Kölle = = = = = =	9
Weiffagung, von Haug = = = = =	10
Die Gründung von Habsburg, von Lembke = =	11
Johann, von Haug = = = = = =	15
Beym Anblick der großen Sonnenflecken als angebliche Vorboten der nahen Weltzerstörung, von Theiler	16
Das Windspiel, von Schreiber =	18
Herr Charles, von Hebel. Mit zwey Kupfern = = = = = = = =	46
Die Zwillingsterne, von Kölle = = = =	53
Dem Bogesus, von G. Stöber = = = =	54
Lied aus der Ferne, von B. = = = =	57
Sängers Würde, von Pöckshammer = = = =	62
An Ida = = = = = = = =	64

Der Stern und der Knabe, von G. Stöcker =	=	=	65
Der Schiffer der Liebe, von ebd. =	=	=	66
Sabina, von Schreiber =	=	=	72
Die Muse an M. H., von ebd. =	=	=	109
Der Pilger, von ebd. =	=	=	110
Sachsenzeiten, von Friedr. Kuhn =	=	=	112
Der Werkmeister und die Bildlein, von ebd. =	=	=	120
Das Schicksal, von Lieut. Dittenberger =	=	=	130
Das Thaler cabinet, von Carl Bor-			
romäus Frhr. v. Miltitz =	=	=	132
Die Geselligkeit, von Th. Hell =	=	=	194
Schiffbruch meines Liebesglücks, von Castelli =	=	=	196
Ja und nein, von Ludwig Robert =	=	=	197
Machen Sie mir ein Gedicht, von ebd. =	=	=	199
Rudolf und Kenneli, von Posselt =	=	=	200
Die gestörte Trauung, v. Schreiber			241

A n z e i g e.

Die in diesem Taschenbuche enthaltenen Kupferstiche sind auch einzeln zu haben, auf das sauberste Schweizerpapier in groß Quart sorgsam abgedruckt, weil manche Käufer vielleicht einige unter Glas zu bringen wünschen.

Im Laufe dieses Jahres wird noch die fünfte, beträchtlich vermehrte Auflage der

Allemannischen Gedichte für Freunde ländlicher
Natur und Sitten, von J. P. Hebel

in meinem Verlage erscheinen. Wegen der getheilten Wünsche der zahlreichen Verehrer dieser Gedichte lasse ich dreierley Ausgaben, mit Kupfern und ohne Kupfer, fertigen, wozu ein gefälliges Format und vorzüglicher Druck mit ganz neuen Lettern gewählt ist:

- 1) auf Velinpapier mit 5 Kupf. 5 fl. 24 kr. od. 3 Thlr.
Ohne Kupfer 4 fl. od. 2 Thlr. 6 gr.
- 2) auf milchweißes Druckvelin mit 5 Kupf. 3 fl. 36 kr.
od. 2 Thlr.
Ohne Kupfer 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 8 gr.
- 3) auf Druckpap. mit 5 K. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.
Ohne Kupfer 1 fl. 30 kr. od. 20 gr.

Karlsruhe, im Juni 1818.

Gottlieb Braun.

1989



II 19 2309. 17. 4ch

4330/62 DM 2.50
So.

